Justus Möser

Patriotische Phantasien

Ausgewählte

Patriotische Phantasien

von

Justus Möser.

Leipzig.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

Vorwort.

Zu Mösers „Patriotischen Phantasien" auch nur ein empfehlendes Wort zu sagen, hieße das ungetheilte Interesse, welches das deutsche Volk gerade diesem Werke, dem gekanntesten und geschätztesten unseres ersten Feuilletonisten, bisher entgegengebracht, auf's Gröblichste verkennen. Dem Herausgeber bleibt nur die Aufgabe, die Form der Ausgabe und die Wahl der Stücke zu rechtfertigen.

So gegründet die Einwände sind, welche sich gegen die sogenannten „Blumenlesen" 2c. richteten, die aus den Werken eines Autors nur das „Beste" bringen wollten, so berechtigt erscheint die Form der Auswahl bei der vorliegenden Arbeit. Jene lösten aus der festgefügten Glasmosaik einzelne Splitter und erhielten im besten Falle — bunte Scherben. Wo aber der Verfasser selbst uns nur solche zu den schönsten Mustern im Kaleidoskop der Darstellung verband, da ist es wohl erlaubt, ja oft geboten, unscheinbar gewordene Stücke zu entfernen und die Reinheit der Zeichnung wird durch eine solche Vereinfachung nur gewinnen. Von den 287 Aufsätzen, die von Mösers Tochter schon bei dessen Lebzeiten gesammelt und herausgegeben sind, haben natürlich alle diejenigen Aufnahme gefunden, welche sich vor allen ein Bürgerrecht in unserer Literatur erworben hatten; aber auch solche, die wegen des ernsteren Tones, so sehr sie wegen des Inhalts und der Klarheit der Diction es verdient hätten, in weiteren Kreisen unbekannt geblieben waren, sollen neben jenen das Charakterbild des Verfassers vervollständigen helfen. Den Standpunkt, wie ihn dieser selbst seinem Werke gegenüber

eingenommen wünscht, ist in der beigefügten „Erinnerung des Verfassers" der ursprünglichen Vorrede zum dritten Theile, genau bezeichnet.

Der Text ist nach der ersten Nicolaischen Ausgabe unter Zuhülfenahme der vortrefflichen Abekenschen revidirt, der Stil genau gewahrt und selbst Provincialismen, wie „heuern" für „miethen, pachten", „knütten" für „stricken," „Fächtel" für „Fächer" &c. sind beibehalten worden, um das eigenthümliche Colorit zu schonen.

Was die Reihenfolge der Stücke anbetrifft, so war für uns die Ansicht Mösers maßgebend, der sich selbst in einem Briefe an Nicolai für die zerstreute Anordnung ausspricht, und neben der Schwierigkeit, sie nach dem Inhalt zu ordnen, den Reiz der Abwechslung zwischen Ernst und Scherz hervorhebt.

Der Herausgeber.

S. P.

Erinnerung des Verfassers.

Die Leser dieser Phantasien müssen sich allezeit erinnern, daß sie aus wöchentlichen Blättern erwachsen sind, welche in einem kleinen Lande, worin man den Verfasser derselben leicht erriethe, zu Beförderung verschiedener politischer Verbesserungen bekannt gemacht wurden. Hier erforderte Manches, was man nicht blos vorschlagen, sondern auch ausführen wollte, eine besondere Schonung der Personen und eine eigne Behandlung der Sachen. Oft nahm ich denjenigen, die sich in ihre eigne Gründe verliebt hatten, und sich blos diesen zu gefallen einer neuen Einrichtung widersetzten, die Worte aus dem Munde und trug ihre Meinung noch besser vor, als sie solche selbst vorgetragen haben würden; diese beruhigten sich dann entweder mit der ihnen erzeigten Aufmerksamkeit oder verloren etwas von der Liebe zu ihren Meinungen, deren Eigenthum ihnen auf diese Weise zweifelhaft gemacht wurde. Oft durfte ich auch die Gründe für eine Sache nicht geradezu heraussagen, um nicht da als Advocat zu erscheinen, wo ich als Richter mit mehrerem Vortheil sprechen konnte, und bisweilen mußte ich mich stellen, als wenn ich das Gegentheil von demjenigen glaubte, was ich wirklich für wahr hielt, um gewisse dreiste Gründe, die in einer andern Stellung mir und meiner guten Absicht höchst nachtheilig gewesen sein würden, nur erst als Zweifel ins Publicum zu bringen. Mir war mit der Ehre, die Wahrheit frei gesagt zu haben, wenig gedient, wenn ich nichts damit gewonnen hatte, und da mir die Liebe und das Vertrauen meiner Mitbürger ebenso wichtig waren, als das Recht und die Wahrheit, so habe ich, um jene nicht zu verlieren, und dieser

nichts zu vergeben, manche Wendung nehmen müssen, die mir, wenn ich für ein großes Publikum geschrieben hätte, vielleicht zu klein geschienen haben würde.

Der wahre Kenner wird sich durch diese Blendungen nicht irre machen lassen, und diejenigen, welche die Originale kennen, die hier und da in den Phantasien gespielt sind, werden z. E. die Klagen eines Edelmanns im Stifte Osnabrück, welche man auswärts als ernstlich gemeint aufgenommen hat, für nichts weiter als eine Ironie halten. Das sonderbarste aber ist, daß man mich daheim als den größten Feind des Leibeigenthums und auswärts als den eifrigsten Vertheidiger desselben angesehen hat. So sehr diese Verschiedenheit der Urtheile von meiner Behutsamkeit zeugt, so gern würde ich derselben zuvorgekommen sein, wenn es die Oeconomie jener Einschränkungen erlaubt hätte. Die entfernten Leser einer Predigt urtheilen ganz anders, als die Zuhörer derselben. Wo diese lauter bekannte Personen zu sehen glauben, finden jene nur allgemeine Menschen; und in dem Reiche der Gelehrsamkeit kann der Pfarrer weit freier reden, als in seinem kleinen Sprengel. Ich erinnere dieses sowol, um das Urtheil zu berichtigen, das auswärts von diesen Phantasien gefällt ist, als auch, um andre geschickte Männer, welche nach dem jetzigen allgemeinen Wunsche das politische Detail im kleinen Staate behandeln sollen, zu warnen, sich durch die Forderungen des großen Publicums nicht verleiten zu lassen, es mit ihrem kleinen zu verderben. Dies ist immer meine erste Sorge, und die glückliche Frucht davon mein angenehmster Lohn gewesen.

Osnabrück, den 30. Februar 1778.

Möser.

1.

Schreiben an meinen Herrn Schwiegervater.

1767.

Endlich ist es mir, Gott Lob! gelungen; meine Frau hat ihre Puppen fortgeschickt, und diese Veränderung macht ihrer Erziehung noch die meiste Ehre. Das Kammermädchen hat die Gelegenheit dazu gegeben. Sie und meine Frau waren des Nachmittags spazieren, oder wie sie es nennen, philosophiren gewesen, und erstere war bei ihrer Wiederkunft mit einem Absatze ein klein wenig in die Mistpfütze gerathen. Ich stand eben vor der Thür, aber ohne bemerkt zu werden, und da ging es nun an ein Erzählen, an ein Lachen und an ein Leben, das fast eine Stunde währte; alles über die kleine Geschichte von dem Fuße und der Mistgrube. Meine Frau ergötzte sich mit, und es war nicht anders, als wenn die Kinder einen Vogel gefangen hätten. Ich trat endlich heran und sagte: „Es thut mir leid! aber Louise, die Kuh blökt so sehr; will Sie nicht einmal zusehen, was ihr fehlt?“ „Das wäre eine artige Commission,“ sagte das schnippische Mädchen, und fragte mich, ob ich wol jemals eine Dame mit einer Capriole und einer Saloppe im Kuhstall gesehen hätte? Ich schwieg und dachte, es ist noch nicht Zeit. Wie aber das Kammermädchen eine eigne Tafel verlangte, und die kleine Magd, welche ihr zur Aufwartung ist, nicht mit der Viehmagd essen wollte, so nahm ich endlich Gelegenheit, mit meiner jungen Frau darüber im Ernst zu philosophiren. „Die heutige Erziehung der Töchter,“ bemerkte ich, „ist zwar wirklich sehr gut; man gibt ihnen feinere Sitten, Geschmack und Verstand; allein es ist auch eine nothwendige Folge

davon, daß die Haut auf der Zunge feiner, die Hände weicher und alle Sinne schwächer werden, als sich jene Fähigkeiten vermehren. Es ist eine sehr wahrscheinliche Folge, daß der Verstand, welcher die Wissenschaften kennt und liebt, sich ungern mit Erfahrungen in der Küche abgeben werde; und endlich muß diejenige Tochter schon einen sehr großen Grad von Vernunft besitzen, welche bei einem feinen Geschmack und einer vorzüglichen Einsicht ihre edlern und zärtlichern Glieder nicht in alle die krausen, gehackten, gezierten, frisirten und namenlosen Hüllen kleiden soll, wodurch jetzt so viele zu einer ordentlichen Hausarbeit ungeschickt werden. Wenn eine Person von vornehmem Stande sich dergleichen erlaubt, so denkt man endlich, sie sei zum Müßiggange privilegirt; und die vornehmen Haushaltungen würden schon so lange mit Unordnung geführt, daß man es geschehen lassen müsse. Bei Menschengedenken hat man wenigstens kein Exempel, daß in einer adligen Haushaltung etwas Beträchtliches erübrigt worden. Allein, wenn der zweite Rang dem ersten, der dritte dem zweiten, und der vierte dem dritten in dieser komischen Rolle folgt, so muß die davon abhangende Haushaltung zuletzt jene Wendung auch nehmen, und wir werden in einem frisirten Hemde unsere Pacht verkaufen müssen. Jetzt, mein liebes Weib, kannst du noch die Ehre haben, ein Original zu werden; du kannst dich freiwillig herablassen, und alle die Entoillage, alle diese grosse-beauté, und diesen verdammten Marly, welcher dem gemeinen Besten jetzt hunderttausend Hände stiehlt, mit einer schicklichern Kleidung vertauschen, ohne darüber roth werden zu dürfen. Gott hat uns Mittel gegeben; daher können wir es mit Anstand thun. Wir können keinen glücklichern Gebrauch von unserm Vermögen machen, als wenn wir die schwachen Töchter, welchen nichts als ein großes Exempel fehlt, vor der Versuchung bewahren, in gleiche Ausschweifung zu fallen. Die Mütter werden dich preisen und die Väter

mit Vergnügen auf ihre Kinder sehen, wenn sie solche nicht mehr als kostbare Zierpuppen betrachten dürfen; und wie zärtlich, wie aufrichtig wird dir das minder beglückte, aber auch ehrgeizige Mädchen danken, welches sich jetzt, da es ihm an dem Vermögen zu so vielen überflüssigen Nothwendigkeiten fehlt, entweder versteckt oder für eine neue Frisur ihre Unschuld aufopfert! Alle unsere jetzigen Moden haben blos das Verdienst des Wunderbaren, des Ausschweifenden und des Kostbaren. Sie tragen nichts zur Erhöhung deiner Reize bei. Diese werden vielmehr nur versteckt, beladen und auf eine recht gothische Art verziert. Neuigkeit und Einbildung haben zwar ihre Rechte und ich verlange nicht, daß du diese verläugnen mögest; allein hebe dich einmal aus dem Schwarm so vieler verdienstloser Affen, erweitere deine Einbildung und erwäge, ob nicht eine heroische Verachtung aller Modesclaven etwas ebenso Neues und ebenso Reizendes für deine Einbildung sein werde, als alles, was dein Kammermädchen mit einem diebischen Blicke der Hofdame entwenden kann? Es ist jetzt die Mode à la grecque zu sein, und diese sollte in der edelsten Ausbildung des menschlichen Körpers bestehen ...."

Ich weiß nicht, wie mir dieses alles in einem Odem vom Herzen fiel, und woher meine kleine Frau die Geduld nahm, diesen lehrenden Ton zu ertragen. Inzwischen muß ich ihr zum Ruhm bekennen, daß sie mir in Allem Beifall gab, und kaum waren acht Tage verflossen, so kam sie auf einmal mit den Worten in die Stube getreten: „Nun sieh mich à la grecque." Nie hatte ich sie so reizend gesehen. Eine allerliebste Bauernmütze bedeckte ihr schönes Haar, das ohne Kunst aufgemacht war, und sich nur so weit sehen ließ, als man es gerne sieht. Durch ein Camisol mit kurzen Schößen drückte sich der schönste Wuchs und noch etwas mehreres aus. Die Aermel an demselben gingen nicht weiter als bis an den Ellenbogen

und waren frei von dem dreifachen Geschleppe, wodurch sie vordem immer gehindert wurde, einem hungrigen Manne einen guten Bissen mit eigener Hand vorzulegen. Ein netter und hübscher Rock schien mit einigem Unwillen den feinsten Fuß zu verrathen, den ein weißer Strumpf und ein schwarzer Schuh weit gelenker zeigte, als vorhin, da er mit Stoff und Band beschwert und an ein großes Geschleppe gefesselt war. Kaum hatte sie meinen Beifall aus meinen entzückten Blicken gelesen, so führte sie mich in die Küche, wo die frische Butter bereit stand, welche sie jetzt mit eigner Hand wusch; während der Zeit ihr junger schlanker Körper in jeder Bewegung einen neuen Reiz zeigte. Ihr ganzes Gesicht schien sich verändert zu haben. Denn anstatt, daß sie vorhin zu ihrer Dormeuse à la Tching-Tchang-si*) eine Haut wie Eselsmilch und ein Paar unreifer Augen gebrauchte, so war sie jetzt nichts, denn Feuer und Leben; und wie wir auf den Acker gingen, konnte sie Beine und Hände gebrauchen, da vorher jede Furche für sie ein fürchterlicher Graben, und jeder Steig ein Riesengebirge war.

Seitdem haben wir nun unsern neuen Plan noch mit mehrerer Ueberlegung ausgearbeitet. Das Kammer-Négligé, welches sonst von acht Uhr bis um zehn des Morgens währte, ist völlig abgeschafft, und so wie sie aufsteht, ist sie in ihrer kurzen Kleidung geputzt. Das große Négligé, womit sie sonst bei Tische erschien, wird im Hause gar nicht mehr getragen; und also auch des Nachmittags nicht zum drittenmal verändert, wie sonst geschah, wenn etwa ein Besuch vermuthet wurde. Des Abends aber

---

*) Diese neue chinesische Art von Dormeusen ist oben mit einer Springfeder, die, wenn man die Stirn kraus zieht, beide Flügel vorn zusammenschlägt. Da die chinesischen Kammerjungfern die ganze Ingenieurkunst verstehen, und sowol die Angriffs- als Vertheidigungsanstalten eines jeden Kopfes beurtheilen und dirigiren müssen, so sind dergleichen große Erfindungen in diesem Lande sehr gemein.

fällt der Nachttisch von selbst weg, indem keine tausend Nadeln auszuziehen und keine hundert kostbare Kleinigkeiten wegzukramen sind. Durch diese Anstalten gewinnt sie täglich ein Plus von acht Stunden in ihrem wirklichen Leben, welche, da sie nun zum Besten unserer Haushaltung angewandt werden, mich nicht allein vor Schaden bewahren, sondern auch durch Gottes Segen in den Stand gesetzt werden, ein ehrlicher Mann zu bleiben. Das Kammermädchen haben wir in ihrem größten Staat, in unserer besten Kutsche nach der Stadt zurückgeschickt, und meine Frau und ich haben die Dame zu Pferde begleitet; denn sie reitet nun auch, und dies ist ein nützliches Vergnügen, das den Körper stärkt und den Muth des Geistes unterhält, welchen eine Landhaushaltung erfordert.

Wenn wir einen Besuch erhalten, so empfängt ihn meine Frau in ihrer jetzt gewöhnlichen Kleidung, mit einem so heroischen Anstande, daß ein Jeder ihre großmüthige Verläugnung bewundert. Da ihrem Anzuge an Reinlichkeit und edler Schönheit nichts fehlt, so kann sie sich darin zeigen, ohne den Wohlstand zu verletzen und unsre Denkungsart ist so bekannt, daß wir keine üble Auslegung befürchten dürfen. Im Uebrigen aber können Sie versichert sein, daß die Gesellschaft gerne bei uns ist, indem Munterkeit und Gefälligkeit sich über Alles verbreiten, und das, was wir unsern Freunden vorsetzen, durch die Aufmerksamkeit meiner Frau merklich verschönert wird.

Versuchen Sie es und kommen zu uns. Die Schnurre, welche Sie Wissenschaft heißen und dem schönen Geschlecht ehedem anpriesen, ist bei uns ordentlich zum Gelächter geworden. Die Arbeit, dieser Fluch, womit Gott das menschliche Geschlecht segnete, gibt uns wahres und dauerhaftes Vergnügen, und wir lesen außer der letzten Abendstunde nicht leicht ein Buch, indem wir einmal überzeugt sind, daß der Mensch nicht zum Schreiben und Lesen, sondern

zum Säen und Pflanzen geboren sei, und daß derjenige, welcher sich beständig damit beschäftigt, entweder keine gesunde Seele, oder sehr viel Langeweile haben müsse. Die Quelle alles wahren Vergnügens ist Arbeit. Aus dieser kommt Hunger, Durst und Verlangen nach Ruhe. Und wer diese drei Bedürfnisse recht empfindet, kennt Wollust.

Leben Sie wohl und besuchen Sie uns bald.

2.

Die Spinnstube,

eine Osnabrückische Geschichte.

1766.

Selinde, wir wollen sie nur so nennen, ihr Taufname war sonst Gertraud, war die älteste Tochter redlicher Eltern und von Jugend auf dazu gewöhnt worden, das Nöthige und Nützliche allein schön und angenehm zu finden. Man erlaubte ihr jedoch, so viel als möglich alles Nothwendige in seiner größten Vollkommenheit zu haben. Ihr Vater, ein Mann von vieler Erfahrung, hatte sie in Ansehung der Bücher auf ähnliche Grundsätze eingeschränkt. „Die Wissenschaften," sagte er oft, „gehören zum Ueppigen der Seele, und in Haushaltungen oder Staaten, wo man noch mit dem Nothwendigen genug zu thun hat, muß man die Kräfte der Seelen besser nützen." Selinde selbst schien von der Natur nach gleichen Regeln gebaut zu sein und alles Nothwendige in der größten Vollkommenheit zu besitzen.

Die ganze Haushaltung bestand eben so. Wo die Mutter von einer bessern Art Kühe oder Hühner hörte, da ruhte sie nicht eher, als bis sie daran kam.

Man fand das schönste Gartengewächs nur bei Selinden. Ihre Rüben gingen den märkischen weit vor, und der Bischof hatte keine andre Butter auf seiner Tafel, als die

von ihrer Hand gemacht war. Was man von ihrer Kleidung sehen konnte, war klares oder dichtes Linnen, ungestickt und unbesetzt, jedoch so nett von ihr gesäumt, daß man in jedem Stiche eine Grazie versteckt zu sehen glaubte. Das einzige, was man an ihr Ueberflüssiges bemerkte, war ein Haideblümchen in den lichtbraunen Locken. Sie pflegte aber diesen Staat damit zu entschuldigen, daß es der einzige wäre, welchen sie jemals zu machen gedächte, und man konnte denselben um so viel eher gelten lassen, weil sie die Kunst verstand, diese Blumen so zu trocknen, daß sie im Winter nichts von ihrer Schönheit verloren.

In ihrem Hause war Eingangs zur rechten Hand ein Saal oder eine Stube, welches man so genau nicht unterscheiden konnte. Vermuthlich war es ehedem ein Saal gewesen. Jetzt ward es zur Spinnstube gebraucht, nachdem Selinde ein helles, geräumiges und reinliches Zimmer mit zu den ersten Bedürfnissen ihres Lebens rechnete. Aus derselben ging ein Fenster auf den Hühnerplatz, ein anderes auf den Platz vor der Thüre, und ein drittes in die Küche, der Kellerthür gerade gegenüber. Hier hatte Selinde manchen Tag ihres Lebens arbeitsam und vergnügt zugebracht, indem sie auf einem dreibeinigen Stuhle (denn einen solchen zog sie dem vierbeinigen vor, weil sie sich auf demselben, ohne aufzustehen und ohne alles Geräusch auf das Geschwindeste herumdrehen konnte) mit dem einen Fuße das Spinnrad und mit dem andern die Wiege in Bewegung erhalten, mit einer Hand den Faden und mit der andern ihr Buch regiert, und die Augen bald in der Küche und vor der Kellerthür, bald aber auf dem Hühnerplatze oder vor der Hausthüre gehabt hatte. Oft hatte sie auch zugleich auf ihre Mutter im Kindbette Acht gehabt und die spielenden Geschwister mit einem freudigen Liede ermuntert. Denn das Kindbett ward zu der Zeit noch in einem Durtich (dortoir) gehalten, wovon die Staatsseite in die Spinnstube ging und mit schönem Holzwerk,

welches Pannel hieß, nun aber minder glücklich*) Boiserie genannt wird, geziert war. Desgleichen hatten die Eltern ihre Kinder noch mit sich in der Wohnstube, um selbst ein wachsames Auge auf sie zu haben. Ueber dem Durtich war der Hauptschrank, worin die Briefschaften, die Becher und andre Erbschaftsstücke verwahrt waren, und auch diesen hatte Selinde zugleich vor Dieben bewahrt.

Wenn die langen Winterabende herankamen, ließ sie die Hausmägde, welche sich daher ebenfalls überaus reinlich halten mußten, mit ihren Rädern in die Spinnstube kommen. Man sprach sodann von Allem, was den Tag über im Hause geschehen war, wie es im Stalle und im Felde stünde und was des andern Tages vorzunehmen sein würde. Die Mutter erzählte ihnen auch wol eine lehrreiche und lustige Geschichte, wenn sie haspelte. Die kleinen Kinder liefen von einem Schoße zum andern und der Vater genoß des Vergnügens, welches Ordnung und Arbeit gewähren, mittlerweile er seine Hände bei einem Fisch- oder Vogelgarn beschäftigte und seine Kinder durch Fragen und Räthsel unterrichtete. Bisweilen ward auch gesungen und die Räder vertraten die Stelle des Basses. Um Alles mit Wenigem zu sagen, so waren alle nothwendigen Verrichtungen in dieser Haushaltung so verknüpft, daß sie mit dem mindesten Zeitverlust, mit der möglichsten Ersparung überflüssiger Hände und mit der größten Ordnung geschehen konnten, und die Spinnstube war in ihrer Anlage so vollkommen, daß man durch dieselbe auf einmal so viele Absichten erreichte, als möglicherweise erreicht werden konnten.

Nicht weit von dieser glücklichen Familie lebte Arist, der einzige Sohn seiner Eltern und der frühe Erbe eines ziemlichen Vermögens. Als ein Knabe und hübscher Junge

*) Pannel, ouvrage à pans oder Stückelarbeit, wovon auch das Wort Pfennig als das erste Stück eines Schillings seinen Ursprung hat, drückt die Sache unstreitig besser aus als Boiserie.

war er oft zu Selinden in die Spinnstube gekommen, und hatte manche schöne Birne darin gegessen, welche sie ihm geschält hatte. Nach seiner Eltern Tode aber war er auf Reisen gegangen und hatte die große Welt in ihrer ganzen Pracht betrachtet. Er verstand die Baukunst, hatte Geschmack und einen natürlichen Hang zum Ueberflüssigen, welchen er in seiner ersten Jugend nicht verbergen konnte, da er schon nicht anders als mit einem Federhut in die Kirche gehen wollte. Man wird daher leicht schließen, daß er bei seiner Wiederkunft jene eingeschränkte Wirthschaft nicht von ihrer besten Seite betrachtet und die Spinnstube seiner Mutter in einen Vorsaal verändert habe. Jedoch war er nichts weniger als verderbt. Er war ein billiger und vernünftiger Mann geworden, und sein einziger Fehler schien zu sein, daß er die edle Einfalt als etwas Niedriges betrachtete und sich eines braunen Tuchs schämte, wenn Andre in goldgesticktem Scharlach über ihn triumphirten.

Seine Eltern hatten seine frühe Neigung zu Selinden gern gesehen und die ihrigen wünschten ebenfalls eine Verbindung, welche allen Theilen eine vollkommene Zufriedenheit versprach. Seinen Wünschen setzte sich also nichts entgegen; und so viele Schönheiten, als er auch auswärts gesehen hatte, so war ihm doch nichts vorgekommen, welches ihre Reize übertroffen hätte. Er widerstand daher nicht lange ihrem mächtigen Eindruck, und der Tag zur Hochzeit ward von den Eltern mit derjenigen Zufriedenheit angesetzt, welche eine ausgesuchte Ehe unter wohlgerathenen Kindern insgemein zu machen pflegt. Allein so oft Arist seine Braut besuchte, fand er sie in der Spinnstnbe und er mußte manchen Abend die Freude, seine Geliebte zu sehen, mit dem Verdruß, zwischen Rädern und Kindern zu sitzen, erkaufen.

Er konnte sich endlich nicht enthalten, einige satyrische Züge gegen diese altväterische Gewohnheit auszulassen.

„Ist es möglich," sagte er einmal gegen den Vater, „daß Sie unter diesem Gesumse, unter dem Geplauder der Mägde und unter dem Lärm der Kinder so manchen schönen Abend hinbringen können? In der ganzen übrigen Welt ist man von der alten deutschen Gewohnheit, mit seinem Gesinde in einem Rauche zu leben, zurückgekommen, und die Kinder können unmöglich edle Gesinnungen bekommen, wenn sie sich mit den Mägden herumzerren. Ihre Denkungsart muß nothwendig schlecht und ihre Aufführung nicht besser gerathen. Ueberall, wo ich in der Welt gewesen, haben die Bedienten ihre eigne Stube, die Mägde haben die ihrige besonders, die Kammerjungfer sitzt allein, die Töchter sind bei der Französin, die Knaben bei dem Hofmeister, der Herr vom Hause wohnt in einem und die Frau im andern Flügel. Blos der Eßsaal nebst einigen Vorzimmern dienen zu gewissen Zeiten des Tages, um sich darin zu sehen und zu versammeln. Und wenn ich meine Haushaltung anfange, so soll die Spinnstube gewiß nicht im corps de logis wieder angelegt werden."

„Mein lieber Arist," war des Vaters Antwort, „ich habe auch die Welt gesehen und nach einer langen Erfahrung gefunden, daß Langeweile unser größter Feind und eine nützliche Arbeit unsere dauerhafteste Freundin sei. Da ich auf das Land zurückkam, überlegte ich lange, wie ich mit meiner Familie meine Zeit für mich ruhig und vergnügt hinbringen wollte. Die Sommertage machten mich nicht verlegen. Allein die Winterabende fielen mir desto länger. Ich fing an zu lesen und meine Frau nähete. Im Anfang ging Alles gut. Bald aber wollten unsere Augen diese Anstrengung nicht aushalten und wir kamen oft zu dem Schlusse, daß das Spinnen die einzige Arbeit sei, welche ein Mensch bis ins höchste Alter ohne Nachtheil seiner Gesundheit aushalten könnte. Meine Frau entschloß sich also dazu; und nach und nach kamen wir zu dem Plan, welcher Ihnen so sehr mißfällt. Dies

ist die natürliche Geschichte unsers Verfahrens. Nun lassen Sie uns auch Ihre Einwürfe als Philosophen betrachten.

In meiner Jugend diente ich unter dem General Montecuculi. Wie oft habe ich diesen Helden in regnigen Nächten auf den Vorposten, sich an ein schlechtes Wachtfeuer niedersetzen, aus einer versauerten Flasche mit den Soldaten trinken und ein Stück Commisbrod essen sehen! Wie gern unterredete er sich mit jedem Gemeinen! Wie aufmerksam hörte er oft von ihnen Wahrheiten, welche ihm von keinem Adjutanten hinterbracht wurden! Und wie groß dünkte er sich nicht, wenn er in der Brust eines jeden Gemeinen Muth, Geduld und Vertrauen erweckt hatte! Was dort der Feldherr that, das thue ich in meiner Haushaltung. Im Kriege sind einige Augenblicke groß, in der Haushaltung alle, und es muß keiner verloren werden. Sollte nun aber wol dasjenige, was den Helden größer macht, den Landbauer beschimpfen können? Ist der Ackerbau minder edel als das Kriegshandwerk? Und sollte es vornehmer sein, sein Leben zu vermiethen, als sein eigner Herr zu sein und dem Staate ohne Sold zu dienen? Warum sollte ich also nicht mit meinem Gesinde wie Montecuculi mit seinen Soldaten umgehen?

Ein gesunder und reinlicher Mensch hat von der Natur ein Recht, ein starkes Recht uns zu gefallen. Der Ehrgeizige braucht ihn, die Wollust sucht ihn und der Geiz verspricht sich Alles von seinen Kräften. Ich habe allzeit gesundes und reinliches Gesinde, und bei der Ordnung, welche wir in allen Stücken halten, fällt es uns nicht schwer, es wohl zu ernähren und gut zu kleiden. Das Kleid macht nicht blos den Staatsmann, es macht auch eine gute Hausmagd, und es kann Ihnen, mein lieber Arist, nicht unbemerkt geblieben sein, daß der Zuschnitt ihrer Mützen und Wämser ihnen eine vorzügliche Leichtigkeit, Munterkeit und Achtsamkeit gebe. Ich erniedrige mich nicht zu ihnen, ich erhebe sie zu mir. Durch die

Achtung, welche ich ihnen bezeige, gebe ich ihnen eine Würde, welche sie auch im Verborgnen zur Rechtschaffenheit leitet. Und diese Würde, dieses Gefühl der Ehre dient mir besser als Andern die Furcht vor dem Zuchthause. Wenn sie des Abends zu uns in die Stube gelassen werden, haben sie Gelegenheit, manche gute Lehre im Vertrauen zu hören, welche sich nicht so gut in ihr Herz prägen würde, wenn ich sie ihnen als Herr im Vorübergehen mit einer ernsthaften Miene sagte. Durch unser Betragen gegen sie sind sie versichert, daß wir es wohl mit ihnen meinen und sie müßten sehr unempfindliche Geschöpfe sein, wenn sie sich nicht darnach besserten. Ich habe zugleich Gelegenheit, ohne von meiner Arbeit aufzustehen und meine Zeit zu verlieren, von ihnen Rechenschaft wegen ihrer Tagesarbeit zu fordern und ihnen Vorschriften auf den künftigen Morgen zu geben. Meine Kinder hören zugleich, wie der Haushalt geführt und jedes Ding in demselben angegriffen werden muß. Sie lernen gute Herren und Frauen werden. Sie gewöhnen sich zu der nothwendigen Achtsamkeit auf Kleinigkeiten und ihr Herz erweitert sich bei Zeiten zu den christlichen Pflichten im niedrigen Leben, wozu sich Andre sonst mehr aus Stolz, als aus Religion herablassen. Ordentlicher Weise aber lasse ich meine Kinder mit dem Gesinde nicht allein. Wenn es aber von ungefähr geschieht, so habe ich weniger zu fürchten, als Andre, deren Kinder mit einem verachteten Gesinde verstohlne Zusammenkünfte halten. Ich muß aber dabei bemerken, daß ich meine Kinder hauptsächlich zur Landwirthschaft und zu derjenigen Vernunft erziehe, welche die Erfahrung mit sich bringt. Von gelehrten Hofmeistern lernen Tausend die Kunst, nach einem Modell zu denken und zu handeln. Aufmerksamkeit und Erfahrung aber bringen nützliche Originale oder doch brauchbare Copien hervor."

Arist schien mit einiger Ungeduld das Ende dieser

langen Rede zu erwarten und vielleicht hätte er Selindens Vater in manchen Stellen unterbrochen, wenn der Ernst, womit diese ihrem Vater zuhörte, ihn nicht behutsam gemacht hätte. „Es ist einem Jeden nicht gegeben," fiel er jedoch hier ein, „sich mit seinem Gesinde so gemein zu machen, und ich glaube, man thut allezeit am besten, wenn man sie in gehöriger Ehrfurcht und Entfernung hält. Alle Menschen sind zwar von Natur einander gleich. Allein unsere Umstände wollen doch einigen Unterschied haben; und es ist nicht übel, solchen durch gewisse äußerliche Zeichen in der Einbildung der Menschen zu unterhalten. Mit eben den Gründen, womit Sie mir die Spinnstube anpreisen, könnte ich Ihnen die Dorfschenke rühmen. Und vielleicht bewiese ich Ihnen aus der Geschichte des vorigen Jahrhunderts, daß verschiedene Kaiser und Könige, wenn ihnen die allezeit in einerlei Gemüthsuniform erscheinenden Hofleute Langeweile verursacht, sich oft in einem Bauernhause gelabt und ihren getreuesten Unterthanen unerkannter Weise zugetrunken haben."

„Und Sie wollten dieses verwerfen?" versetzte Selindens Vater mit einem edlen Unmuthe. „Sie wollten eine Handlung lächerlich machen, welche ich für die gnädigste des Königs halte? Kommen Sie," fuhr er fort, „ich habe hier noch ein Buch, welches ich oft lese. Dieses ist Homer. Hier hören Sie (und in dem Augenblick las er die erste Stelle, so ihm in die Hand fiel): „Der alte Nestor zitterte ein wenig, aber Hector kehrte sich an nichts." Welch eine natürliche Schilderung!" rief er aus. „Wie sanft, wie lieblich, wie fließend ist diese Schattirung in Vergleichung solcher Gemälde, worauf der Held in einem einfarbigen Purpur steht, den Himmel über sich einstürzen sieht und den Kopf an einer poetischen Stange unerschrocken in die Höhe hält? Wodurch war aber Homer ein solcher Maler geworden? Wahrlich nicht dadurch, daß er alles in einen prächtigen, aber einförmigen

Modeton gestimmt und sich in eine einzige Art von Nasen verliebt? Nein, er hatte zu seiner Zeit die Natur überall, wo er sie angetroffen, studirt. Er war auch unterweilen in die Dorfschenke gegangen und der schönste Ton seines ganzen Werks ist dieser, daß er die Mannigfaltigkeit der Natur in ihrer wirklichen und wahren Größe schildert und durch übertriebene Vergrößerungen oder Verschönerungen sich nicht in Gefahr setzt, statt hundert Helden nur einen zu behalten. Er ließ der Helene ihre stumpfe Nase, ohne ihr den schönen Hügel darauf zu setzen, und Penelopen ließ er in der Spinnstube die Aufwartung ihrer Liebhaber empfangen."

Arist wollte eben von dem Durtich sprechen, welcher beim Homer wie ein Vogelbauer in die Höhe gezogen wird, damit die darin schlafenden Prinzen nicht von den Ratten oder andern giftigen Thieren angegriffen würden. Allein der Alte ließ ihn nicht zum Worte kommen und sagte nur noch: „Ich weiß wol, die veredelten, verschönerten, erhabenen und verwöhnten Köpfe unserer heutigen Welt lachen über dergleichen Gemälde. Allein mein Trost ist: Homer wird in England, wo man die wahre Natur liebt und ihr in jedem Stande Gerechtigkeit widerfahren läßt, mehr gelesen und bewundert, als in dem ganzen übrigen Theile von Europa; und es gereicht uns nicht zur Ehre, wenn wir mit dem niedrigsten Stande nicht umgehen können, ohne unsre Würde zu verlieren. Es gibt Herren, welche in einer Dorfschenke am Feuer mit vernünftigen Landleuten, die das Ihrige nicht aus der Encyclopädie, sondern aus Erfahrung wissen und aus eignem Verstande wie aus offnem Herzen reden, allezeit größer sein werden, als orientalische Prinzen, die, um nicht klein zu scheinen, sich einschließen müssen. Wenn wir dächten, wie wir denken sollten, so müßte uns der Umgang mit ländlichen, unverdorbenen und unverstellten Originalen ein weit angenehmeres Schauspiel geben,

als die Bühne, worauf einige abgerichtete Personen ein auswendig gelerntes Stück in einem geborgten Affecte daher schwatzen."

Wie Selinde merkte, daß ihr Vater eine Wahrheit, welche er zu stark fühlte, nicht mehr mit der ihm sonst eignen Gelassenheit ausdrückte, unterbrach sie ihn damit, daß sie sagte, sie würde sich's von Arist als die erste Gefälligkeit ausbitten, daß er seiner Mutter Spinnstube wieder in den vorigen Stand setzen ließe. Und sie begleitete diese ihre Bitte mit einem so sanften Blick, daß er auf einmal die Satyre vergaß und ihr unter einer einzigen Bedingung den vollkommensten Gehorsam versprach. Selinde wollte zwar Anfangs keine Bedingung gelten lassen, doch sagte sie endlich: „Die Bedingungen eines geliebten Freundes können nichts Widriges haben und ich weiß zum Voraus, daß sie zu unserm gemeinschaftlichen Vergnügen sein werden." Arist erklärte sich also und es ward von allen Seiten gut gefunden, daß Selinde ein Jahr nach ihres Mannes Phantasie leben und alsdann dasjenige geschehen sollte, was sie beiderseits wünschen würden. Jeder Theil hoffte in dieser Zeit den andern auf seine Seite zu ziehen.

Der Hochzeitstag ging fröhlich vorüber, und wenngleich Arist sich an demselben in seiner schönsten Größe zeigte, so bemerkte man doch auf der andern Seite nichts, was man Ueberfluß nennen konnte. Selindens Vater kleidete alle Arme im Dorfe neu, nur sich selbst nicht, weil sein Rock noch völlig gut war. Er gab nicht mehr als drei Speisen und ein gutes Bier, welches im Hause gemacht war, denn der Wein war damals noch keine allgemeine Mode und es hatte sich kein Leibarzt beifallen lassen, der Braunahrung zum Nachtheil das Wasser gesunder zu finden. Die Braut trug ihr Haideblümchen und die liebenswürdige Sittsamkeit war das durchscheinende Gewand vieler edlen und mächtigen Reize. Sie war weiß und nett ohne Pracht.

Des andern Morgens aber erschien sie nach der Abrede in unaussprechlichen Kleidungen. Denn die Zeit hat die Modenamen aller Kopfzeuge, Hüllen und Phantasien, welche zu der Zeit zum Putz eines Frauenzimmers gehörten, längst in Vergessenheit kommen lassen. Und wenn sie solche auch erhalten hätte, so würde man sie doch eben so wenig verstehen, als dasjenige, was man in der Limburger Chronik*) von gemützerten, geflitzerten, verschnittenen und verzattelten, von Kleinspalt, Kogeln, Sorkett und Disselsett liest.

Selinde, die alles, was sie war, jederzeit aus Ueberlegung war, spielte ihre neue Rolle wirklich schöner, als wenn sie solche gelernt hätte. Sie stand spät auf, saß bis um neun Uhr am Kaffeetische, putzte sich bis um zwei, aß bis um vier, spielte bis acht, setzte sich wieder zu Tische bis zehn, zog sich aus bis um zwölf und schlief wieder bis acht; und in diesem einförmigen Zirkel verfloß der erste Winter in einer benachbarten Stadt, wohin sie sich nach der Mode begeben hatten.

Wie der folgende Winter sich näherte, fing Arist allmählich an Ueberlegungen zu machen. Sein ganzes Hausgesinde hatte sich nach seinem Muster gebildet. In der Haushaltung war Vieles verloren, Vieles nicht gewonnen und in der Stadt ein Ansehnliches mehr, als sonst verzehrt. Er mußte sich also entschließen auf dem Lande zu bleiben, wofern er seine Wirthschaft in Ordnung halten wollte. Selinde hatte ihm bis dahin noch nichts gesagt, denn auch dieses hatte er sich bedungen. Allein nunmehr, da das Probejahr zu Ende ging, schien sie allmählich mit einem Blick zu fragen, wiewol mit aller Bescheidenheit und nur so, daß man schon etwas auf dem Herzen haben mußte, um diesen Blick zu verstehen.

Zur Zeit, wie Arist in Paris gewesen war, hatte man

*) Fasti Limburg. p. 18.

eben die Spinnräder erfunden, welche die Damen mit sich in Gesellschaft trugen, auf den Schooß setzten und mit einem stählernen Haken an eben derselben Stelle befestigten, wo jetzt die Uhr zu hängen pflegt. Man drehete das Rad mit einem schönen kleinen Finger und tändelte oder spann mit einem andern. Von dieser Art hatte er heimlich eins für Selinden kommen lassen und für sich ein Gestell zu Knötchen. Denn die Mannspersonen fingen eher an zu knötchen als zu trenseln.*) Ehe sich's Selinde versah, rückte Arist mit diesen allerliebsten Kleinigkeiten hervor und gedachte damit eine Wendung gegen sein feierliches Versprechen zu machen. Vielleicht wäre es ihm auch eine Zeitlang geglückt, wenn nicht das charmante Rädchen mit einer unendlichen Menge Verloquen wäre geziert gewesen. Sie wußte zwar die Geschichte ihres Ursprungs und zu welchem Ende der Gott der Liebe diese kleinen Siegeszeichen erfunden hatte, nicht. Allein sie sah doch ganz wohl ein, daß dieser überflüssige Zierrath ein kleiner Spott über ihre ehemaligen Grundsätze sein sollte. Indessen schwieg sie und spann. Arist aber machte Knötchen.

Kaum aber war ein Monat und mit diesem die Neuigkeit vorüber, so fühlte Arist selbst die ganze Schwere dieser langweiligen Tändelei. Längst hatte er eingesehen, daß nichts als nützliche Arbeit die Zeit verkürzen und ein dauerhaftes Vergnügen erwecken könnte. Allein diese seine Erkenntniß war unter dem Geräusch jugendlicher Lustbarkeiten verschwunden; jetzt verwandelte sie sich aber in eine lebhafte Ueberzeugung, da die Noth sich bei ihm als ein ernsthafter Sittenlehrer einstellte. Er fing also an Selinden offenherzig und zärtlich zu gestehen, wie es wol schiene, daß sie Recht behalten würde....

---

*) Das Trenseln, welches vor dreißig Jahren Mode war, bestand darin, daß man goldene und silberne Borten, auch seidene Zeuge, in ihre Fäden auflöste. Viele modische Leute kauften sich neue Borten, um ihre Hände solchergestalt zu beschäftigen. A. d. V.

Die Scene, welche hierauf erfolgte, ist zu rührend, um sie zu beschreiben. Es ist genug zu wissen, daß Selinde den Sieg und eine ganz neue Spinnstube erhielt, woraus sie, wie zuvor, ihre ganze Haushaltung regieren konnte. Nur wollte Arist nicht, daß sie Eingangs zur Linken liegen sollte, weil er hier seinen Saal behalten und die Damen so ihn besuchten, wie im Menuet, von der Rechten zur Linken führen wollte. Dies ward leicht eingeräumt, und Jedermann weiß, daß sie Beide unter Rädern und Kindern ein sehr hohes und vergnügtes Alter erreicht haben. Man sagt dabei, daß die damalige Landesfürstin ihnen die Ehre erwiesen, sie in der Spinnstube zu besuchen und daß sie zum Andenken derselben eine dergleichen auf dem Schlosse zu Iburg angelegt habe, welche bis auf den heutigen Tag die Spinnstube genannt wird.

3.

Das Glück der Bettler.

1767.

Neulich sah ich einen Handwerksmann mit seiner Frau bereits um vier Uhr des Morgens in seiner Werkstätte an der Arbeit. Der Mann schien mir munter und zufrieden zu sein, die Frau aber mit einer gewissen ängstlichen Eilfertigkeit zu spinnen. Auf eine kleine Warnung, sie würde sich auf diese Weise überarbeiten, antwortete sie mit Seufzen: „Ach, ich habe acht lebendige Kinder." Und in dem Augenblick traten die vier ältesten schon munter herein, um zu beten und zu arbeiten. Der Anblick war überaus rührend und der Mann erzählte mir mit einem anständigen Stolze, wie sauer er es sich werden ließe, als ein ehrlicher Mann mit den Seinigen durch die Welt zu kommen und wie sichtbar Gott seinen Fleiß und Ordnung segnete. „Wir haben," setzte er hinzu, „im Anfange oft

Wasser und Brod genossen, waren aber gesund und freudig dabei, bis uns endlich Gott mit Kindern segnete und mein täglicher Verdienst mit ihnen zunahm. Sauer ist es mir geworden," schloß er, „blutsauer! aber ich habe Brod und bin vergnügt. . . ."

Ich verglich hiermit eine Scene, die mir einmal zu London in einem Speisekeller, im Kirchspiele St. Giles aufgestoßen ist. Herr Shuter, ein berühmter Acteur auf dem Schauplatze im Covent-garden, welcher damals eben die niedrigen Classen der Menschen studirte, um sich in der komischen Malerei festzusetzen und eine völlige Kenntniß vom high life below stairs zu erhalten, führte mich dahin. Die Magd, welche uns empfing, setzte geschwind die Leiter an, worauf wir herunterstiegen, und zog solche sogleich wieder herauf, damit wir ihr ohne Bezahlung nicht entlaufen möchten. Im Keller fanden wir zehn saubere Tische, woran Messer und Gabeln in langen Ketten hingen. Man setzte uns eine gute Rindfleischsuppe, etwa vier Loth Rindfleisch mit Senf, einen Erbsen-Pudding mit etwa sechs Loth Speck, zwei Stück gutes Brod und zwei Gläser Bier vor, und vor der Mahlzeit forderte die Wäscherin unser Hemd, um es während derselben zu waschen und zu trocknen; alles für zweiundeinhalb Pence oder sechzehn Pfennige unsrer Münze, mit Einschluß der Wäsche. Doch diese Beschreibung im Vorübergehen. Am Sonntag wird kein Hemd gewaschen und dafür ein halbes Pfund gebratenes Rindfleisch mit Kartoffeln zur Mahlzeit aufgesetzt.

In diesem Keller fanden wir uns in Gesellschaft der Gassenbettler. Da wir uns vorher eine dazu schickliche Kleidung vom Trödelmarkte gemiethet hatten, so wurden wir bald mit ihnen vertraut und man that uns leicht die Ehre an zu glauben, daß wir Diebe oder Bettler aus einem andern Kirchspiel wären. Allein, wie sehr erstaunten wir nicht, als wir die angenehme und unbekümmerte Lebensart dieser Bettler erblickten.

Erstlich zählte ein Jeder seinen Gewinnst vom Tage und besonders ließen sich die Blinden von zwei Andern ihre Einnahme öffentlich und auf ihre Ehre zählen, damit sie von ihren Führerinnen nicht betrogen werden möchten. Es war keiner unter ihnen, der nicht doppelt und dreimal so viel erbettelt hatte, als der fleißigste Handwerksmann in einem Tage verdienen kann. Nachdem das Finanzwesen in Ordnung gebracht und die Mahlzeit vorüber war, ließ sich ein Jeder nach Gewohnheit einen Humpen mit starkem Porterbier geben, welcher auf die Gesundheit aller wohlthätigen Seelen ausgeleert wurde. Hierauf spielten die Blinden zum Tanz und es war ein Vergnügen zu sehen, wie geschickt Bettler und Bettlerinnen, auch sogar einige, die des Tages über lahm gewesen waren, mit einander tanzten. Die kräftigsten Gassenlieder folgten auf diese Bewegung, bis endlich der erwartete Durst erfolgte. Dann ward von gewärmtem Porter und Rum ein starker Punsch gemacht, die Zeitung dabei gelesen und der Abend bis drei Uhr des Morgens mit Trinken und politischen Urtheilen über das Ministerium auf das Vergnügteste zugebracht.

Ueberhaupt aber hat der Bettelstand sehr viel Reizendes. Unser Vergnügen wird durch nichts besser befördert als durch die Menge von Bedürfnissen. Wer viel dürstet, hungert und friert, hat unendlich mehr Vergnügen an Speise, Trank und Wärme, als Einer, der alles im Ueberfluß hat. Was ist ein König, der nie zum Hungern oder Dürsten kommt und oft zwanzig große und kleine Minister gebraucht, um eine einzige neue Kitzelung für ihn auszufinden, gegen einen solchen Bettler, der sechs Stunden des Tages Frost, Regen, Durst und Hunger ausgehalten und damit alle seine Bedürfnisse zum Höchsten gereizt hat, jetzt aber sich bei einem guten Feuer niedersetzt, sein erbetteltes Geld überzählt, vom Stärksten und Besten genießt und das Vergnügen hat, seine Wollust verstohlenerweise zu

sättigen? Er schläft ruhig und unbesorgt, bezahlt keine Auflagen, thut keine Dienste, lebt ungesucht, ungefragt, unbeneidet und unverfolgt; erhält und beantwortet keine Complimente; braucht täglich nur eine einzige Lüge; erröthet bei keinem Loche im Strumpfe; kratzt sich ungescheut, wo es ihm juckt; nimmt sich ein Weib und scheidet sich davon unentgeltlich und ohne Proceß; wohnt und reist sicher vor Dieben; findet jede Herberge bequem und überall Brod; leidet nichts im Kriege oder von betrügerischen Freunden; trotzt dem größten Herrn und ist der ganzen Welt Bürger. Alles, was ihm dem Anschein nach fehlt, ist die Delicatesse oder derjenige zärtliche Ekel, womit wir alles, was nicht gut aussieht, verschmähen. Allein, wer ist im Grunde der Glücklichste? der Mann, der ein Stück Brod, wenn es gleich sandig ist, vergnügt hinunter schlucken kann, oder der Zärtling, der in allen Herbergen hungern muß, weil er seinen Mundkoch nicht bei sich hat? Und wie sehr erweitert derjenige nicht die Sphäre seines Vergnügens, der sich jenes Brod wohl schmecken läßt?

Wie beschwerlich ist dagegen der Zustand des fleißigen Arbeiters, der sich von dem Morgen bis zum Abend quält, sich und seine Familie von eigenem Schweiße zu ernähren? Alle öffentlichen Lasten fallen auf ihn. Bei jedem Ueberfall feindlicher Parteien muß er zittern. Um sich in dem nöthigen Ansehen und Credit zu erhalten, muß er oft Wasser und Brod genießen, seine Nächte mit ängstlicher Sorge zubringen und eine heimliche Thräne nach der andern vergießen. . . . Wenn ich solchergestalt den ehrlichen fleißigen Arbeiter mit dem Bettler vergleiche, so muß ich gestehen, daß es eine überaus starke Versuchung sei, lieber zu betteln, als zu arbeiten. Das einzige, was den Bettlern bisher gefehlt, ist dieses, daß ihre Nahrung unrühmlich gewesen, und diesem Fehler will ich nächstens abhelfen.

4.
Die gute selige Frau.
1768.

Ich habe meine Frau im vierzigsten Jahre verloren und meine Umstände erfordern, daß ich mich wieder verheirathe. Allein so viele Mühe ich mir auch dieserhalb bereits gegeben, so kann ich doch keine finden, die mir ansteht und der lieben Seligen einigermaßen gleich ist. Ich höre von keiner, oder man sagt mir sogleich, diese Person hat sehr viel Verstand, eine schöne Lectüre und ein überaus zärtliches Herz. Sie spricht französisch, auch wol englisch und italienisch, spielt, singt und tanzt vortrefflich und ist die artigste Person von der Welt.

Zu meinem Unglück ist mir aber mit allen diesen Vollkommenheiten gar nichts gedient. Ich wünsche eine rechtschaffene christliche Frau, von gutem Herzen, gesunder Vernunft, einem bequemen häuslichen Umgange und lebhaftem doch eingezogenem Wesen; eine fleißige und emsige Haushälterin, eine reinliche verständige Köchin und eine aufmerksame Gärtnerin. Und diese ist es, welche ich jetzt nirgends mehr finde.

Der Himmel weiß, daß ich es nie verlangt habe, allein meine Selige stand alle Morgen um fünf Uhr auf, und ehe es sechs schlug, war das ganze Haus aufgeräumt, jedes Kind angezogen und bei der Arbeit, das Gesinde in seinem Beruf, und des Winters an manchem Morgen oft schon mehr Garn gesponnen, als jetzt in manchen Haushaltungen binnen einem ganzen Jahr gewonnen wird. Das Frühstück ward nur beiläufig eingenommen; Jedes nahm das seinige in die Hand und arbeitete seinen Gang fort. Mein Tisch war zu rechter Zeit gedeckt und mit zwei guten Gerichten, welche sie selbst mit Wahl und Reinlichkeit simpel, aber gut zubereitet hatte, besetzt.

Käse und Butter, Aepfel, Birnen und Pflaumen, frisch oder trocken, waren von ihrer Zubereitung. Kam ein guter Freund zu uns, so wurden einige Gläser mit Eingemachtem aufgesetzt, und sie verstand alle Künste, so dazu gehörten, ohne es eben mit einer Menge von Zucker verschwenderisch zu zwingen; was nicht davon genossen wurde, blieb in dem sorgfältig bewahrten Glase. Ihre Pickels*) übertrafen alles, was ich jemals gegessen habe; und ich weiß nicht, wie sie den Essig so unvergleichlich machen konnte. Sie machte alle Jahre ein Bitteres für den Magen, wogegen Dr. Hills und Soughtons Tropfen Nichts sind. Ihren Hollundersaft kochte sie selbst und in keinem Nonnenkloster fand man besseres Krausemünzenwasser als das ihrige. In unserm ganzen Ehestande hat Keines aus dem Hause dem Apotheker einen Groschen gebracht, und wenn sie etwas Lächerliches nennen wollte, so war es ein Kräuterthee aus der Apotheke. Auf jedes Stück Holz, das ins Feuer kam, hatte sie Acht. Nie ward ein großes Feuer gemacht, ohne mehrere Absichten auf einmal zu erfüllen. Sie wußte, wie viel Stunden das Gesinde von einem Pfund Thran brennen mußte. Ihre Lichter zog sie selbst und wußte des Morgens an den Enden genau, ob Jedes sich zu rechter Zeit des Abends niedergelegt hatte. Das Bier ward im Hause gebraut, das Malz selbst gemacht und der Hopfen daheim besser gezogen, als er von Braunschweig eingeführt wird. Der Schlüssel zum Keller kam nicht aus ihrer Tasche. Sie wußte genau, wie lange ein Faß laufen und wie viel ein Brod wiegen mußte. Butter und Speck gab sie selbst aus und ohne geizig zu sein, bemerkte sie das Gesinde so genau, daß nichts davon verbracht werden konnte. Ebenso machte sie es mit der Milch. Sie kannte jedes Huhn, das legte, und fütterte nach der

---

*) Er versteht vermuthlich Sachen, so in Salz oder Essig gelegt werden. A. d. B.

Jahreszeit so, daß kein Korn zu viel oder zu wenig gegeben wurde. Das Holz kaufte sie zu rechter Jahreszeit und ließ die Mägde des Winters alle Tage zwei Stunden sägen, um sie bei einer heilsamen Bewegung zu bewahren. Im Sommer ward des Abends nie warm gegessen. Die warmen Suppen erschienen ihr eine lächerliche Erfindung der Franzosen; und bei dem kalten Essen konnte das Geschirr auch mit kaltem Wasser gewaschen werden. Man brauchte alsdann kein Feuer und an Winterabenden ward bei dem letzten Feuer im Ofen gekocht. Was in der Dämmerung geschehen konnte, geschah nicht bei Lichte und die Arbeit war darnach abgepaßt. Ihre schmutzige Wäsche untersuchte sie alle Sonnabende und hing solche des Winters einige Tage auf Leinen, damit sie nicht zu feucht weggelegt und stockig werden möchte. Wenn die Betttücher in der Mitte zu sehr abgenutzt schienen, schnitt sie solche los und kehrte die Außenseite gegen die Mitte. Auch die Hemden wußte sie auf eine ähnliche Art umzukehren und die Strümpfe zwei bis drei Mal anzuknütten. Alles, was sie und ihre Kinder trugen, ward im Hause gemacht und sie verstand sich auch sehr gut auf einen Mannsschlafrock. Sie konnte ihn in einem Tage mit eigener Hand fertig machen. Im Stopfen ging ihr keine Frau vor; alle Jahre wurden einige Stücken Linnen in der Haushaltung gemacht und einige greis zugekauft, welche sie hernach zusammen bleichen ließ. Sie bückete solches selbst und bewahrte es so viel wie möglich vor der gewaltsamen Behandlung des Bleichers. Das Garn zu einem Stücke mußte von einer Hand und von einer Art Flachs gesponnen sein. Von dem Besten ward gezwirnt, und keine Nadel oder Nähnadel konnte verloren gehen, weil nicht ausgefegt werden durfte, ohne daß sie zugegen war.

Ihr Garten war zu rechter Zeit und mit selbstgezogenem Samen bestellt. Im Frühjahr erholte sie sich in demselben von der langen Winterarbeit, indem sie säete

und jätete. Die Früchte lachten dem Auge entgegen, ob sie gleich kaum den halben Dünger gebrauchte, den ihre Nachbarn ohne Verstand untergruben. Da sie allem Unkraut zeitig widerstand, so hatte sie nicht die halbe Arbeit. Alles, was sie pflanzte, gerieth recht wunderbarlich und ihr Vieh gab bei kluger Fütterung bessere und mehr Milch, als andere mit doppeltem Futter erhalten konnten. Keine Feder wurde verloren und kein Brocken fiel auf die Erde.

Das Bewußtsein ihrer guten Eigenschaften gab ihr einen ganz vortrefflichen Anstand. Alles, was bei Tische mit Appetit gegessen wurde, war die schmeichelhafteste Lobrede für sie. Das Tischzeug konnte nicht bewundert werden, ohne daß nicht der Ruhm davon auf sie fiel. Ihre emsigen, reinlichen und muntern Kinder verkündigten der Mutter Lob vor allen Augen; und die Ordnung im Hause, die Fertigkeit, womit Alles von statten ging, und die Zufriedenheit, womit sie Vieles ohne Beschwerde geben konnte, erheiterten ihre Blicke dergestalt, daß alle Gäste davon entzückt wurden. Keiner Frau ist mehr geschmeichelt und keiner weniger Schmeichelhaftes gesagt worden. Ihr Blick breitete Lust und Zufriedenheit über Alles aus und ich kann es nicht genug sagen, wie artig sie jede Gesellschaft mit in den Plan ihrer Arbeiten ziehen konnte. In der Dämmerung schälten wir Aepfel mit ihr, oder pflückten Hopfen, und wer sein ihm zugetheiltes Werk zuerst fertig hatte, bekam von ihr einen Kuß. Man glaube es, oder nicht, der eine hielt den Zwirn, der andre wickelte ihn auf, der dritte las Erbsen oder andere Samen aus, der vierte machte Dochte zu Lichtern und ich glaube, wir hätten ihr zu Gefallen gern mitgesponnen, wenn wir es verstanden hätten. „Spinnen," sagte sie uns oft, „gibt allezeit warme Füße und würde sehr gut gegen die Hypochondrie sein." Wenn wir unsre Arbeit gut gemacht hatten, setzten wir uns, nachdem die Jahreszeit war, an das Darrenfeuer und tranken ein Glas Septemberbier, welches damals noch

nicht so schwach gebraut wurde, daß es in dem ersten Monat sauer werden mußte, oder wir thaten uns sonst mit Plaudern etwas zu Gute.

Nach ihrem Tode — ach ich kann ohne Thränen nicht daran gedenken — fand ich die Brautwagen für unsre vier Töchter fertig; und wie ich alles, was sie während unserm sechzehnjährigen Ehestande in der Haushaltung erzeugt hatte, überschlug, belief es sich höher als das Geld, was sie in aller Zeit von mir empfangen hatte. So Vieles hatte sie durch Fleiß, Ordnung und Haushaltung gewonnen.

Jetzt will ich Ihnen sagen, wie es mir dermalen mit meiner allerliebsten Braut geht."

5.

Die allerliebste Braut.

1768.

Wir haben zwar in unserm Letztern versprochen, die Abbildung der allerliebsten Braut, welche dem Wittwer von allen Menschen empfohlen worden, von seiner Hand zu geben. Allein er ist so unerfahren in der feinen Sprache und der zarten Manier, worin dergleichen Abbildungen gezeichnet werden müssen, er hat so wenig Empfindung und Kenntniß von dem jetzt üblichen Schönen, und die Art, womit er das Ding angreift, ist so unbehülfsam, daß wir Bedenken tragen, unsre Leser mit seiner extra curiosen Relation zu unterhalten. Die jetzigen Schönheiten sind ohnehin so fein, so zart und so geistig, sie verfliegen so leicht und sind so changeant, daß man es fast nicht wagen kann, mit dem Pinsel oder der Feder daran zu kommen, ohne etwas davon zu zerstören. Was dem guten Manne am seltsamsten vorgekommen ist, ist dieses, daß er keine einzige gesund angetroffen hat. Alle haben sich über

eine Schwäche der Nerven und Einige über Migraine und und Wallungen beklagt. Zwei haben ihre Sinne dergestalt verfeinert gehabt, daß die Eine von dem Schnurren eines Rades und die Andre von dem Geruch eines kurzen Kohls in Ohnmacht gefallen sind. Die meisten haben französisch und immer die Worte tant pis und tant mieux überaus zierlich gesprochen. Alles ist Empfindung an ihnen gewesen, weswegen auch keine das Herz gehabt, sich zum Säen und Pflanzen in die März- und Aprilluft zu wagen. Einmal ist ihm eingefallen, mit ihnen von Kartoffeln mit Senf zu reden; er hat sich aber dadurch dergestalt lächerlich gemacht, daß man mit ihm eine geschlagene Stunde von nichts, als dem Belisaire des Marmontel gesprochen. Die Farbe der Nachtmütze, womit Voltaire zu Ferney bisweilen aufs Theater springt, wenn der Kutscher den Orosman nicht recht spielt, ist keiner unbekannt gewesen. Allein kaum eine hat einen Tissot auch nur dem Namen nach gekannt oder ihm zu sagen gewußt, wie lange ein Roggenbrei kochen müsse, ehe er gar würde. Seine Beschreibung von ihrem Anzuge ist vollends eine außerordentliche Caricatur. Die Worte haben ihm hier schlechterdings gefehlt und seine Absicht ist, sie zur Warnung aller Freier mit Anmerkungen in Kupfer stechen zu lassen. Am Ende sagt er blos, daß eine Kammerjungfer mit einem Cacadou en colère auf dem Kopfe, ihm die Thüre gewiesen habe, nachdem er sich bei ihr erkundigt, ob ihre Jungfer im vorigen Sommer auch Kohlsamen aufgenommen habe.

Die Vollkommenheit in der französischen Sprache muß ihm besonders anstößig gewesen sein, denn er thut auf dieselbe einen recht ernsthaften Ausfall. „Ist,“ sagt er, „wenn es uns erlaubt ist, seine Gründe recht zu verdeutschen, der allermindeste Gebrauch in der Haushaltung in Küchen und Kellern davon zu machen? Ist irgend ein Nutzen anzugeben, welcher unsre Kinder für den Zeitver-

lust schadlos hält, den sie in ihrem lehrbegierigen Alter darauf verwenden müssen? Zugegeben, daß sie ihre Erkenntnisse dadurch erweitern, die Sphäre ihrer Zeitkürzungen dadurch ausdehnen und in allen Gesellschaften erscheinen können, sind darum diese Erkenntnisse nützlich? Haben wir bei einer guten Haushaltung nöthig, unsre Zeitkürzungen aus französischen Romanen zu betteln? Und ist die Kunst, in allen Gesellschaften erscheinen zu können, nicht die abscheulichste Verrätherin ihrer Besitzer? Wer erscheint in Gesellschaften anständiger: der redliche, fleißige, bescheidene Mann, der seinen Beruf würdig erfüllt und sein Gutes in der Welt mit Freuden thut, oder der Unbesonnene, der nicht einsieht, daß ihm seine glänzendsten Vorzüge zum größten Verbrechen angerechnet werden? Der Mann, der dem Kaiser einen guten Tag wünscht, spricht freier und anständiger mit ihm, als alle unterthänigsten Bücklinge.

Und wie groß sind denn die Wahrheiten, womit sie durch Hilfe der französischen Sprache ihre Erkenntnisse erweitern? Ich habe eins der gelehrtesten Mädchen, das ich sonst wohl leiden mochte, befragt: Wie viel Pfund Mehl aus einem Scheffel Roggen kämen? Wie viel Garn auf ein Stück Linnen von sechzig Ellen zu Schierung und Einschlag gehörte? Und welches die beste Art sei, einen Monat lang das Gesinde gut und wohlfeil zu unterhalten? Allein, so wahr ich ehrlich bin, sie hat mir nichts als dreimal „comment?“ geantwortet und mich spottweise gefragt, ob ich wohl eine sauce de diable zum wilden Schweinskopf verstünde und wüßte, wie man die Citronen am feinsten dazu schälen könnte.

Vermehrung unseres Vergnügens.... Das müßte erschrecklich sein, wenn sich meine Mädchen nicht mehr in einer Comödie ergötzen sollten, als Alle, die sich daran müde und krank gelesen hätten. Diese Lust genießen sie sehr leicht und wohlfeil und brauchen darum das Magazin

der Frau Beaumont nicht zu lesen. Sie genießen ihrer besser, als diejenigen, die in der Comödie nicht lachen dürfen, als wenn ihnen von dem bel esprit du jour die Erlaubniß dazu ertheilt wird.

Die ganze sogenannte schöne Erziehung ist höchstens die Frisur der gesunden Vernunft, und es ist eine lächerliche Thorheit, eher an die Frisur, als an das Linnen zum Hemde zu gedenken. Wenn der Luxus den Ueberfluß zum Grunde hat, so ist er anständig und er kann auch dem Staate nützlich sein. Allein da, wo er auf Kosten des Nothwendigen gesucht wird, wo die Seele noch Mangel an den nothdürftigsten Wahrheiten leidet und sich dennoch mit einem ohnmächtigen Schwunge zur Tafel der höhern Weisheit erheben will, wo unsre Töchter französisch und englisch plaudern sollen, ohne die geringste Theorie oder Praxis von der Haushaltung zu haben: da ist dieser Luxus der Seelen nichts, als ein prächtiges Elend, und die Folge davon ist für die Seele ebenso erschrecklich, als die übermäßige Wollust für den Körper ist. Sie verzärtelt, schwächt und verwöhnt den Geist von den alten ehrlichen Tugenden, womit unsre Mütter wie in einer sammtnen Mütze umhergingen; sie bringt der Empfindung einen Ekel gegen die alltäglichen häuslichen Pflichten bei, sie verführt die Einbildung gutherziger und leichtgläubiger Kinder zu Hoffnungen, die kaum der Romanschreiber mit aller seiner Zauberei kunstmäßig erfüllen kann, und so wie der durch den Genuß der Wollust geschwächte Gaumen mit der Zeit Liqueurs und übertriebene Speise zu seiner Kitzelung haben muß, ebenso muß die Seele zuletzt sich an allerhand moralisches Tollkraut, an schwärmerische und beißende Schriften halten, um sich des Ekels und der tödtenden Langeweile zu erwehren. Und der Himmel sei Demjenigen gnädig, der alsdann nicht ohne Schwindel lesen und ohne Migraine denken oder verdauen kann; ja der Himmel erbarme sich des Mädchens, das sich aus

Büchern und philosophischen Gründen beruhigen soll! Die Philosophie ist eine abgefeimte Kupplerin und die beste Sittenlehre eine barmherzige Schwester; zur Zeit der Trübsale und Anfechtung hilft nichts besser als ein Rad für die Schiene und ein: „Wer nur den lieben Gott läßt walten."

Die schönen Wissenschaften, schließt unser Wittwer weiter, vertreten beim Frauenzimmer jetzt höchstens die Stelle der Leberreime. Sie dienen ihnen blos zur Zeitkürzung, und in diesem Falle sei es besser, das Nützliche dem Unnützlichen vorzuziehen. Bei den erstern komme nichts heraus. Eine Franösin werde mit Hilfe des Rollin und der Frau Beaumont keine Genies aus ihren Untergebenen ziehen. Sie sei nur eine Putzmacherin für den Geist, und alles, was sie die Mädchen lehrte, sei ein bischen gelehrte Entoillage und höchstens laufe alles auf einen kleinen Schleichhandel der Eigenliebe beiderlei Geschlechter hinaus, indem die weiblichen Thoren so viel lernten, als sie gebrauchten, um sich von den männlichen Narren bewundern zu lassen und umgekehrt. Beide hätten sich ganz unbesonnen verglichen, alle Tage von einem Dutzend Kerls, von Shakespeare, Young, Voltaire, Lessing und andern zu sprechen. Man wäre vor fünfzig Jahren, ehe Talander und Menantes auf den Nachttischen erschienen, glücklicher und vergnügter gewesen. Das menschliche Herz habe sich bei allen guten Büchern eher verschlimmert als verbessert und die Treuherzigkeit, womit seine gute selige Frau ihre Knipptasche den Armen geöffnet, wäre eine ganz andre Tugend gewesen, als das zärtliche Mitleid, womit man jetzt die Noth der Unglückseligen empfände. Er siehet es als einen Rest der ehemaligen Galanterie des französischen Hofes unter Ludwig XIV. an, der sich aus der Garderobe auf den Trödelmarkt geschlichen hätte, daß ein Frauenzimmer viele Bücher gelesen haben müßte, gerade als ob sie nicht zehnmal so viel Vernunft, Geschicklichkeit, Würde und

Anstand aus eigner Erfahrung und von guten Leuten lernen könnte.

Endlich kommt er in das Haus, wo er seine jetzige Braut findet. Die Mutter sitzt bei ihrer Arbeit und sagt ihm, ohne aufzustehen, er möge sich setzen, wenn er wolle. Dieser Empfang reizt ihn gleich, verführt ihn aber auch zu einer abermaligen bittern Ausschweifung über die Verneigungen und Complimente. „Was ist erschrecklicher," will er ungefähr sagen, „als die lächerliche Nachahmung des französischen Verneigens? Wie edel ist der Stolz einer Frau, die, fest im Knie, ihren Gast mit einem freundlichen Blicke bewillkommnet, gegen die beschämte Verlegenheit einer knicksenden Aeffin! Erstere ist in ihrer Art vollkommen, sie ist originell, sie ist dreist mit Anstand, sie behauptet ihre Würde gegen eine Fürstin, und sagt ihr einen großen Dank, wenn ihr diese einen guten Tag bietet. Man sieht, daß sie sich fühlt und glücklich ist das Land, wo das Mädchen, das das beste Garn gesponnen hat, auf ihr Werk so stolz ist, als Voltaire auf sein Marquisat. Es war eine Zeit, wo die Hofdame sich räuchern ließ, wenn sie mit einer Handwerksfrau gesprochen hatte. Allein diese Zeit ist nicht mehr. Jetzt verachtet man nur und verachtet mit Recht die Thörinnen, die ihren eignen Stand verachten, und ehret die Frau, die ihren Sitten und ihrem Stande getreu, dasjenige rechtschaffen ist, was sie sein muß. Der Minister besucht den Handwerker, aber nicht den lächerlichen Stutzer, und die ganze Welt erkennt, daß eine unüberlegte Geringschätzung der niedrigen, aber ehrlichen, arbeitsamen und bescheidenen Stände, uns beinahe in die Gefahr gesetzt habe, anstatt einer guten tüchtigen Hausehre hundert Modeprinzessinen zu erhalten. In England verändert die größte Frau nach dem dreißigsten Jahre ihre Moden nicht mehr, sie geht damit stolz dem ganzen Hofe unter Augen; bei uns hingegen will man auch noch im Sarge coquettiren und die Würmer in einem frisirten

Todtenhemde empfangen. Bei uns soll jedes Knie, wenn es auch mit Ruhm und Ehre steif geworden ist, einen Knicks machen, und die falsche Schamhaftigkeit bettelt um Verzeihung für das ungelenke Rückgrad, da sie kühn ihre beiden runden Arme in die Seite setzen und ungebeugt den Muth ausdrücken könnte, womit Arbeit und Redlichkeit ihre Freunde erfüllt. Hat der Mensch denn keine Würde mehr, als insofern er ein Affe des Hofes ist? Ist da Freiheit und Eigenthum, wo das väterliche Erbe der Mode verpfändet, der Geist ein sclavischer Nachahmer und unser edles Selbst eine entlehnte Rolle ist?"

Jedoch wir dürfen unserm Wittwer in seiner altdeutschen Laune nicht zu weit folgen. Zu seiner Entschuldigung muß ich aber noch sagen, daß er den vornehmen Damen einiges Klapperwerk erlaubt, um einigen vornehmeren Kindern die Langeweile zu vertreiben. Er bedauert sie aber von Herzen und bemerkt nicht unrecht, daß sehr viele unter ihnen heimlich seufzten und arbeiteten und nichts mit den Affen gemein hätten, die ihre Manieren copirten, ohne sich an ihre Werke wagen zu dürfen.

Endlich kommt er auf seine Braut. Wir wollen ihn hier selbst reden lassen. „Meine gute Catharine," sagte er, „saß hinterm Webestuhle und webte den Drell zu ihrem Brautbette. Der Webestuhl war hübsch und vielleicht eben so schön als derjenige, welchen die Fürstin von Ithaka in ihrem Visitenzimmer hatte. Ich fragte sie, ob es nicht vortheilhafter wäre, außer Hauses weben zu lassen? „Ich glaube wol," war ihre Antwort; „allein wenn wir auch nichts dabei gewinnen, so sind wir doch sicher, daß unser gutes Garn vom Leinweber nicht vertauscht, nicht halb unterschlagen und nicht verdorben wird." — „Ich habe," fügte die Mutter hinzu, „alle meine Töchter das Weben gelehrt. Es dient zu ihrer Veränderung; sie lernen eine gute Arbeit kennen und wissen bis auf einen Faden, was der Leinweber gebraucht. Vordem war in jedem Hause,

und unser Pastor sagt, es wäre bei den Hebräern, Griechen und Römern auch so gewesen, ein Webestuhl, und das Weben ist leichter gelernt als das Clavierspielen. Wenn man es recht kann, so ist es auch wirklich angenehmer, und unsre Nachbarinnen können sich nicht so sehr an einem Concert ergötzen, als meine Töchter an einem neuen Muster. Was ihre Augen sehen, können ihre Hände machen und der Nutzen davon ist merklich größer als der verschwindende Schall des schönsten Concerts. Meiner Meinung nach ist es gut, daß die Kinder allerhand Arbeit lernen. Die meinigen stricken alle ihre Strümpfe selbst; sie machen ihre Kanten, ihr Linnen und weben sich bunte Zeuge von Baumwolle und allerlei Garn." Sie zeigte mir ein Bett, wozu der Umhang wie die Schnüre von ihrer Arbeit waren. Ich bewunderte die schöne Zeichnung an verschiedenen Stücken und hörte mit Vergnügen, daß alle Mädchen auch zeichnen und malen könnten. Die Mutter machte hier wieder eine Anmerkung, die nicht uneben war. „Wenn man," sagte sie, „in meiner Jugend, wie das Frauenzimmer noch keine Bücher las, auf ein fürstliches, gräfliches oder adliges Schloß kam, so wurden Einem in jedem Zimmer Tapeten, Stühle, Bettgestelle und andere hübsche Meubles gezeigt und dabei erzählt, daß dieses Stück von der Großmutter, jenes von der Großtante und ein anderes von der Ururtante höchsteigenhändig wäre gemacht worden. Man erstaunte dann über die schöne Stickerei, über den großen Fleiß, über die artigen Erfindungen und über den Witz, womit jedes Läppchen Zeug, was hundert Andre weggeworfen hätten, genutzt und angebracht war und ging mit dem heimlichen Wunsche nach Hause, daß man doch auch so geschickt sein möchte. Die lieben Ehemänner, welche nichts als die Jagd verstanden, waren entzückt über die vorzügliche Geschicklichkeit ihrer Weiber und Töchter und bliesen sich von dem Lobe auf, welches diese erhielten und verdienten.

Diese Umstände bewogen mich, da ich noch klein war, meine Eltern zu bitten, mich doch auch so etwas lernen zu lassen, und in einigen Jahren brachte ich es so weit, daß ich mein Brod auf zehnerlei Art hätte verdienen wollen. Und so habe ich auch meine Mädchen erzogen. Sollte ihnen Gott ein Unglück zuschicken, so sind sie gewiß im Stande, sich mit ihrer Hände Arbeit zu ernähren. Wenn ich ihnen das Werkzeug dazu gäbe, so sollten sie mir Uhren machen. So kunstmäßig ist ihr Gefühl durch eine beständige Uebung in allerlei Arbeiten geworden."

Ich bewunderte die alte Frau, die, ob sie gleich den Kopf nicht gerade und den Leib nicht so einwärts hielt, wie es der französische Tanzmeister den guten Deutschen ohne Unterschied befiehlt, meine ganze Hochachtung erhielt; und ich versprach mir von ihrer Tochter, die während dieser Rede immer fortwebte, daß sie eine eben so gute Mutter für meine Kinder sein würde. Die Mutter befahl ihr aufzustehen und mir das letzte Stück Damast zu zeigen, was sie von ihrem eigenen Garn gewirkt hätte. Flugs war sie bei der Hand und brachte es ihrer Mutter mit einer Zuversicht, die meines Beifalls gewiß war. Erstere zeigte mir zugleich die Spitze, die ihre Tochter vor der Mütze hatte, mit dem Beifügen, daß Muster und Arbeit von ihr wären. „Allein," fügte sie hinzu, „dergleichen Arbeit erlaube ich ihnen nur zu ihrer Veränderung in den Feierstunden. Durch die Größe der Ordnung, durch ihre Fertigkeit und durch die Aufmerksamkeit, womit sie jedes kleine Uebel in der Geburt ersticken, gewinnen sie sich Zeit genug. Sie dürfen mir kein Wurmloch ins Holz kommen lassen, oder ich schmäle und erlaube ihnen den ganzen Tag keine Feierstunde zu ihrer eigenen Arbeit. Ebenso halte ich es, wenn sie einen Schlüssel verlegt haben oder ich ein Stück von ihnen auf der unrechten Stelle finde. Diejenige, welche des Tages das Hauswesen und die Küche zu besorgen hat, darf mir in den Zwischenzeiten nichts

thun, als Spinnen, weil dieses eine Arbeit ist, wobei man ab- und zugehen kann und keinen Augenblick verliert. Mit Ordnung und Fleiß kann Einer mehr beschicken, als zehn Andre und es ist unglaublich, wie reichlich sich beides belohnt. Ich erstaune oft über die künstlichen Sachen, welche wir aus der Türkei erhalten, und gleichwol soll dort alles von Frauensleuten im Hause erzeugt werden . . ."

Wir können das Uebrige aus der Erzählung unsers Wittwers weglassen, weil er mit seiner Catharine keinen Roman spielt und an ihr eine würdige Tochter ihrer Mutter findet.

6.

Schreiben einer Hofdame an ihre Freundin auf dem Lande.

1768.

Das heißt einmal auf dem Lande gewesen und nun auch in meinem Leben nicht wieder. Bin ich doch beinahe erstickt von dem Dufte Ihrer groben Schüsseln! Welcher Mensch setzt Einem denn noch Schinken und Kalbsbraten vor? Hatten Sie nicht auch noch einen Rinderbraten oder Markpudding? Es war ein Glück für mich, daß die Fenster offen waren, sonst wäre ich nicht lebendig aus dem Speisezimmer gekommen, so kräftig, so sättigend war alles bei Ihnen angerichtet. Ich glaube, Sie kennen bei Ihnen den Hunger, wie der geringste Tagelöhner. Gottlob! ich habe in zehn Jahren nicht gewußt, was Hunger sei, und setze mich nicht zu Tische, um zu essen, sondern blos, um die unnütze Zeit zwischen dem Nachttische bis zur Cour zu vertreiben. Allein Sie . . . . mit Augen voller Lust sehen Sie die Schüsseln. Und die Lichter? Himmel, waren doch in jedem so starke Dochte, wie unsre Großmütter machten! Und sahen die Bedienten nicht aus, als wenn

sie die Wohlfahrt des Hauses einem Jeden unter die Nase reiben sollten? In meinem Leben habe ich solche Physiognomien nicht gesehen. Die Leute müssen, däucht mich, in ihrem Leben nichts gethan haben, als essen. Ich mußte Ihrem Kammermädchen drei Schritte aus dem Wege gehen, um nicht in ihrer Atmosphäre die Luft zu verlieren.

Gestehen Sie es nur aufrichtig, es ist eine besondere Dummheit, welche Ihnen und den Landleuten überhaupt allezeit eigen bleibt, daß sie es nicht zu derjenigen feinen Vollkommenheit bringen, welche wir am Hofe haben. Wenn Sie einen Garten recht schön machen wollen, so suchen Sie die besten Früchte darin zu ziehen. Wollen Sie sich gut kleiden, so nehmen Sie vom besten Zeuge. Und zur Speise? Nun das versteht sich. Friesisches Rindfleisch, holländisches Kalbfleisch, Karpfen von dreißig Pfunden und welsche Hähne so groß, wie sie für eine Bürgerhochzeit gemästet werden können oder der Lord Anson sie auf der Insel Tinian fand. Je nun, von solcher Atzung kann auch wol eben kein feiner Geist in die Dickköpfe kommen. Und es ist kein Wunder, wenn sie sich immer wie die Kugeln zum Ziel werfen lassen.

Wie allerliebst sieht es dagegen nicht bei uns aus! Gärten haben wir da, ich will nur allein derer von Porcellain gedenken, worin alle Bäume und Blumen von einer schöpferischen Hand auf das Aehnlichste nachgeahmt, und alle Jahreszeiten zu unserm Befehle sind. Fordert man Frühling, so ist alles in der Blüte und diese Blüte hat sogar den ihr eigenen Geruch. Will man Sommer, so schafft der Gärtner, daß alle Bäume mit den schönsten Früchten prangen, die nun freilich nicht zu essen, aber eben deswegen um so viel schöner sind, weil sie der gemeine Mann nicht so gleich herunter schlucken kann.

Unsere Tafeln geben den schönsten Gärten in der Pracht des Anblicks gewiß nichts nach, und auf den Anblick kommt doch alles an, weil man bei einer hohen Tafel mehr für

ein göttliches Auge, als für einen gemeinen niederträchtigen Magen sorgt. Jeder Tag, ja selbst jeder Gang hat seine eigne Farbe. Zur maigrünen Suppe sind die Nebengerichte ganz anders als zum himmelblauen Hecht schattirt, und ich wollte keinem Koch rathen eine Brühe couleur de procureur general zu einer grünen mit Silber incrustirten Pastete zu geben, oder mosaïque auf dem Schinken aus andern Farben zusammen zu setzen, als wovon die Frisur an der Hammelskeule oder der Email andrer Krusten gemacht ist. Ich wollte Keinem rathen, im Frühlinge, wo die Natur und die Tafel mit Blumen besetzt sein muß, einfarbige oder wol gar rothe und gelbe Gallerte zu geben und die Tafel mit modernen Dormans zu groupiren, wenn der ganze Aufsatz à la Romaine ist. Der Kaiser, der sich durch die Erfindung der Farcen*) einen unsterblichen Namen gemacht und zuerst Fische**) von Schweinefleisch und Schinken von Käse erfunden hat, würde gegen unsre heutigen Köche eine schlechte Figur machen und seine Tafel, worauf er oft zur Pracht alle Speisen in petit point oder künstlich gestickter Arbeit nachahmen ließ, gegen die unsrigen, wenn sie mit Gerichten von Porcellain oder Email besetzt sind, sehr verlieren.***) Unsre Köche sind in der Mythologie, der Ge-

*) Heliogabulus primus de piscibus isitia fecit. *Namprid:* in Heliog.

**) Dulciarios (confituriers) et lactarios (Milchköche) tales habuit, ut quaecumque coqui de diversis edulibus exhibuissent, illi modo de dulciis modo de lactariis exhiberent. ib.

***) Hieran ist wol noch zu zweifeln, denn der Kaiser ließ auch ganze Tische de vitreis, worauf alle Gerichte in gefärbtem Glase nachgeahmt waren, auffsetzen; und er hatte Desserts von Wachs, Elfenbein, Porcellain, Marmor und Stein so gut wie wir. In secunda coena saepe ceream coenam saepe eburneam aliquando fictilem non nunquam vel marmoream vel lapideam exhibuit. ib. In den gestickten Schauessen übertraf er aber uns Neuere. Tot picta mantilia in mensam mittebat his edulibus picta quae apponerentur, quot missus esset habiturus ita, ut de acu aut de textili pictura exhiberentur.

schichte, der Dichtkunst, der Malerei, der Heraldik und überhaupt in allen nur immer möglichen Künsten und Wissenschaften weit erfahrner, als mancher Hofmeister, der doch sonst auch Alles wissen muß, und es müßte Schade sein, wenn sie nicht eine Belagerung besser ausbacken könnten, als der größte Feldmarschall.

Urtheilen Sie also, was ich bei Ihnen auf dem Lande gelitten habe, wo Ihre Krebse nichts, als Krebs und Ihre großen Karpfen nichts, als Karpfen waren. Wie ist es aber möglich, daß Sie Ihre Zeit so abgeschmackt zubringen und Ihren Verstand so wenig üben können! Noch ist es Zeit sich zu bekehren. Sie haben erst zwanzig Jahr und eine Figur, die wenigstens etwas verspricht. Kommen Sie also zu uns. Ich will Ihnen die Manier und den Weg zur Bewunderung in einem Monate zeigen, und so können Sie vielleicht noch eine kleine Rolle am Hofe mitspielen.

7.

Trostgründe bei dem zunehmenden Mangel des Geldes.

1768.

Geld! entsetzliche Erfindung! Du bist das wahre Uebel in der Welt. Ohne deine Zauberei war kein Räuber oder Held vermögend, das Mark zahlreicher Provinzen in eine Hauptstadt zusammen zu ziehen, und unzählbare Heere zum Fluche seiner Nachbarn zu erhalten. Du warst es, wodurch er zuerst die Heerden seiner getreuen Nachbarn, ihre Ernten und ihre Kinder sich eigen machte, und zum Unglück einer künftigen Welt, den Schweiß von Millionen armer Unterthanen in tiefen Gewölben bewachen ließ. Ehe du erfunden wurdest, waren keine Schatzungen und keine stehenden Heere. Der Hirte gab ein Böcklein von seiner Heerde, der Weinbauer von seinem Stocke einen Eimer Wein und der Ackersmann den Zehnten gern

von Allem, was er baute, denn er hatte genug für sich, und genoß des Opfers mit, welches er von seinem Ueberflusse brachte. Der Herr war froh, seinen Acker zu verleihen und so viel Korn dafür zu empfangen, als er für sich und seine Freunde gebrauchte. Er würde erstaunt sein, wenn ihm sein Knecht, durch die Zauberkraft des Geldes, die ganze Ernte von fünfzig Jahren zum Antrittsgelde oder zum Weinkaufe hätte opfern wollen.

Welch ein grausames und lächerliches Geschöpf würde ein Geizhals zu der Zeit gewesen sein, da man deine Zauberei, die Kunst, das Vermögen von hundert Mitbürgern in einer papiernen Verschreibung zu besitzen, noch nicht kannte! Berge von Korn, unzählbare Heerden hätten seinen Schatz ausmachen müssen. Zwischen diesen Reichthümern hätte er verhungern, hätte er den Armen nichts mitgeben, hätte er die Bedürfnisse des Staats dem Geringern zuwälzen sollen? Auf seinem Kornhaufen würde man den Bösewicht verbrannt haben, und wer hätte seinen Vorrath vor Würmern, seine Heerden vor Seuchen und ihn selbst wider die Rache seiner Nachbarn sicher stellen wollen?

Ehe du kamst, war die Wohlthätigkeit die gemeinste Tugend, wenn man es eine Tugend nennen kann, was die natürliche Folge verderblicher Güter war. „Komm zu mir," sprach der Reiche zum Armen, „und labe dich von meinem Biere und iß von meinem Brode. Es verdirbt ja doch und die Ernte ist wieder vor der Thür. Soll ich für die Würmer sparen und dich darben lassen?" So sprach der Deutsche, wie er noch dem römischen Gelde fluchte, und in der Wohlthätigkeit besaß er alle Tugenden.

Ehe du kamst, war der Unterschied der Stände und die Begierde, sich zu erheben, nicht groß unter den Menschen. Jetzt hat der Himmel oft Mühe, ohne Wunder einen Reichen arm zu machen, da er seine Früchte in hartes Metall verwandelt und bei unzähligen Schuldnern

verwahrt. Damals aber lebte er mit seiner Heerde und mit seinen Scheunen unter der unmittelbaren Furcht vor jedem Wetterstrahle, und dankbar und gefühlvoll betete er die göttliche Vorsehung bei jeder Landplage gleich den Geringsten unter seinen Flurgenossen an.

Ehe du kamst, war noch Freiheit in der Welt. Keine Macht konnte unbemerkt und sicher den Schwächern zu Haupte steigen, kein Richter konnte heimlich bestochen werden und brauchte sich bestechen zu lassen, kein Zanksüchtiger konnte eine Rechtssache weiter bringen, als seine Fütterung reichte, kein Thor mit einem Fuder Korn nach dem Kammergericht reisen und kein Kluger in die Versuchung gerathen, mehr Processe für Andre zu führen, als er zu seiner täglichen Nothdurft und Nahrung gebrauchte. Größere Feindschaften währten nicht länger, als bis der Kriegsvorrath verzehrt war, und der Hunger war ein sicherer Friedensbote.

Ehe du kamst, wußte man nichts von fremden Thorheiten und Lastern. Deutschland konnte weder in Frankreich verzehrt, noch die Ernten aus Westphalen für Wein und Kaffee versandt werden. Wer satt hatte, konnte nichts mehr verlangen, und satt hatten alle Länder, denen der Himmel Vieh und Futter gab. Jeder liebte seinen eignen Acker und sein Vaterland, weil er nicht anders reisen konnte, als ein Bettler, auf die Rechnung der allgemeinen Gastfreiheit, und wo er mit einer stolzen Begleitung reisen wollte, als ein Feind zurückgewiesen wurde.

Ehe du kamst, war der Landbesitzer allein ein Mitglied der Nation. Man kannte eines Jeden Vermögen, und die Anwendung der Strafgesetze geschah nach einem sichtbaren Verhältniß. Die Gerechtigkeit konnte einem Jeden das Seinige mit dem Maßstabe in der Hand zumessen, die Gleichheit der Menschen durch eine sichere Anweisung der Aeckerzahl bestimmen und ewig verhindern, daß Keiner zwei Erbtheile zusammenbrachte. Man kannte keine geld-

reichen Leute, diese Verräther der menschlichen Freiheit; das Mittel, Schulden zu machen und tausend Schuldner zu heimlichen Sclaven zu haben, war den Menschen unerhört. Die Kinder konnten den väterlichen Acker nicht schätzen lassen und von dem gesetzmäßigen Erben nicht fordern, daß er ihnen den Werth desselben zu gleichen Theilen herausgeben sollte. Er gab ihnen Pferde und Rinder; der Richter oder Gutsherr beurtheilte die Billigkeit in diesem Stücke leicht, weil sie auf sichtbaren Gründen beruhte, und der Staat duldete es nicht, daß der Acker mit jährlichen Abgiften zum Vortheil der abgehenden Kinder beschwert wurde.

Ehe du kamst, entschieden Klugheit und Stärke, diese wahren Vorzüge der Thiere und Menschen, das Schicksal der Völker. Die Krämer herrschten nicht mit ihrem Gelde über die Tapfersten, und der Zugang zu den geheimsten Staatsräthen konnte für eine Tonne Pökelfleisch nicht so leise als für eine Tonne Goldes in Wechseln eröffnet werden.

Glückselige Zeiten! denen wir uns nunmehr wieder nähern können, da die mächtige Zauberin zusehends verschwindet. Wie mäßig, wie ruhig, wie sicher werden wir leben, wenn wir ohne Geld Alles mit Korn wieder bezahlen können, wenn der Steuereinnehmer, der Gutsherr, der Richter und der Gläubiger nicht mehr nehmen mögen, als sie mit Gewalt verzehren und vor Würmern bewahren können! wenn der Bettler mit seinem täglichen Brode zufrieden sein muß und keine Pfänder mehr verkauft werden können!

Bedauert demnach, edle Mitbürger, den Mangel des Geldes nicht. Bemühet euch vielmehr, den Rest dieses Uebels vollends los zu werden! Werft eure Reichthümer in's Meer, oder schickt sie den bösen Nationen zur Strafe zu, die euch mit Wein, Kaffee und neuen Moden versorgen. Hungert die Einwohner der Städte, die ohne Acker-

bau, blos von eurer Thorheit leben, völlig aus und zwingt sie, euch bei eurer Mäßigkeit zu lassen. Ihr braucht alsdann nichts, wie Mausefallen, um euch für die gefährlichste Art von Feinden und Dieben sicher zu stellen.

Johann Jacob...

N. S. Ich hoffe, meine geneigten Leser werden, dem Sophisten zu gefallen, wenn sie auch dessen Gründe nicht beantworten können, keinen Kreuzer wegwerfen. Ich wünsche aber auch, daß sie die Declamationes der Freigeister unsrer Zeiten gegen die Grundwahrheiten der Religion und Moral mit einer gleichen Wirkung lesen mögen.

8.

Johann konnte nicht leben.

Eine alltägliche Geschichte.

1768.

„Hast du es dem Thorschreiber gesagt, Johann, daß er künftig seine schläfrigen Augen besser aufsperren und die Lügen unter Gottes Geleite, ich meine die Frachtbriefe der Kaufleute, nicht so blindlings für Wahrheiten halten solle?"

„Ja, Herr Kriegsrath, aber die Leute müssen auch leben, und nach dem bekannten Sprichwort..."

„Kein Aber, mein guter Kerl! das bitte ich mir aus, und noch weniger Sprichwörter, wenn sie auch aus deinem gestempelten ABC-Buch sein sollten. Sie sind mir verhaßter, als die Rechtsregeln, und du weißt schon aus der Erfahrung, daß dergleichen im Kammeretat nicht gut gethan werden."

„Je nun, ich sage ja weiter nichts, als der Mann kann von den hundert Thalern, die er des Jahres hat, nicht leben, und wenn er die Augen zu weit aufthut, so thun die Kaufleute den Beutel zu."

„Schon wieder eine Sentenz. Aber weißt du auch wol, Johann, was Leben sei?" „Leben ist — ja Leben ist, daß man lebt." „Aber wie? das ist die Sache. Der Fürst klagt, daß er nicht leben kann, der Feldmarschall kann nicht leben, der Kriegsrath kann nicht leben, der Thorschreiber kann nicht leben, und vielleicht kannst du auch von den zehn Thalern, die ich dir des Jahrs gebe, nicht leben. Das ist mir ein Leben, wovon der Schluß allezeit ist: wir müssen Betrüger werden. Wenn ich dich zum Thorschreiber beförderte, und dies ist doch dein größter Wunsch, so würdest du ja auch nicht leben können?"

„Freilich nicht, Herr Kriegsrath, aber ich hätte dann doch bessere Gelegenheit, als jetzt bei Ihnen, meine fünf Sinne zu gebrauchen. Wenn ich alsdann nur meine Augen des Tages einmal zuthue, so stehe ich weit besser, als wenn ich sie bei Ihnen Nacht und Tag aufsperre."

„Und dennoch, du magst es mir nur auf mein Wort glauben, wirst du nicht leben können. Der König hörte einmal, daß ein Gartenjunge sich beschwerte, er könnte nicht leben. Er machte ihn darauf zu seinem Hofgärtner; allein, er konnte wieder nicht leben. Er kam als Secretair in die Gartencanzlei, noch konnte er nicht leben. Er wurde endlich Oberintendant aller Gärten und Lustschlösser und nun glaubte der Fürst, er würde gewiß leben können. Aber nein; Bob, so hieß er, hielt jetzt Kutschen und Pferde, er hatte Bediente, hielt Tafel und spielte, als wenn er große Lieferungen gehabt hätte, und wie ihn sein Herr fragte, ob er nun leben könnte, so gab er ihm zur Antwort: „Ach! gnädigster Herr, der Staat erfordert heutiges Tages so viel; es gehört so vieler Ueberfluß zum Nothwendigen; man wird so wenig geachtet, wenn man nicht seinem Range gemäß lebt; die Frauen sind solche kostbare Puppen und die Kinder, wenn ich sie standesgemäß erziehen soll, erfordern so viel, daß es unmöglich, ja unmöglich ist, als Intendant des Jahres mit zweitausend

Thalern auszukommen. ..." „Ich wette, Johann, du würdest auch Bob oder wol gar Herr von Bob werden, wenn du erst ein paar Jahr Thorschreiber gewesen wärst."

„Das käme auf die Probe an, Herr Kriegsrath. Indessen ist es doch so gut, als eine gestempelte Wahrheit, daß, wenn die Frau Visitatorin eine schwarze Saloppe trägt, meine künftige Liebste als Thorschreiberin doch wenigstens eine von grosse-beauté haben müsse."

„Just so philosophirte Bob auch. Weißt du aber auch wol, was er sagte, als er im Zuchthause von seiner Hände Arbeit leben mußte? „Bin ich nicht ein erzdummer Narr gewesen," sagte er, „daß ich mir gerade die größten Narren zu Mustern gewählt habe!" Ich dächte also, mein lieber Johann, wenn die Frau Visitatorin kollerte, so müßte die Frau Thorschreiberin dermaleinst Verstand genug besitzen, sich nach ihrer Decke zu strecken. Du thust aber wol am besten, daß du das Heirathen noch eine Zeitlang aufschiebst. Denn wirklich, die Weiber sind es jetzt, welche die Männer ins Zuchthaus bringen, und du könntest ohne das leicht dahin kommen, wenn du die Augen so oft verschlössest."

„Ach, Herr Kriegsrath, das hat gute Wege. Wem der König ein Amt gibt, dem gibt er auch zu leben; dies erfordert die Billigkeit, die Gerechtigkeit, und was das vornehmste ist, sein eignes Interesse. Denn wer nicht gut lohnt, wird auch nicht gut bedient."

„Nun kein Wort mehr, ich mag das Gewäsche gar nicht mehr hören. Dein Bruder ist Küster und zieht dreimal in der Woche an der Glocke. Er hat also ein Amt und nun soll ihn das Amt auch ernähren? Das wäre eine erschreckliche Sache. Wenn Bediente, die alle Stunden des Tages und noch manche des Nachts ihrem Herrn aufopfern müssen, von ihrem Herrn fordern, daß er ihnen nach dem Stande, worin er sie setzt, zu leben gäbe, so ist ihre Forderung gerecht. Allein, daß der Mann, der ihm

alle Monate ein Paar Schuhe macht, sogleich von diesen zwölf Paar Schuhen leben will, das ist unerträglich."

„Hören Sie, Herr Kriegsrath, mein voriger Herr, ein Bürgermeister, sprach eben so. „Wovon, sagte er zu dem vorigen Präsidenten, muß ich, wovon müssen so viele Rathsherren leben? Wir sind nicht, gleich so vielen besoldeten Dienern, dem gemeinen Wesen in die Fütterung gegeben. Nein, die Bürgerschaften haben von jeher ganz andre Grundsätze gehabt. Sie wählen bemittelte Leute zu Bürgermeistern, und fordern von dem Rathsherrn, daß er von seinem Fleiße leben solle. Sie belohnen sie mit Ehre, mit Achtung und mit Liebe. Dies ist ihre Besoldung, das eine Jahr, wie das andre, und die beste Besoldung von jedem rechtschaffenen Manne. Die großen Herren haben übel gethan, daß sie zu allen gemeinen Verwaltungen lauter besoldete Diener angenommen haben, die alle klagen, daß sie nicht leben können und nicht wissen, wie sie leben wollen. Eine Zeitlang haben ihnen diese Diener plus über plus gebracht, aber am Ende nehmen sie plus über plus wieder weg und der Herr hat nicht mehr übrig, als er vorher übrig hatte. Es schadet ihnen aber nichts, indem sie oft die schlechtesten Leute zu ihren Dienern annehmen, und dann ihre Diener über alle andern erheben, und diejenigen, welche keine andere Besoldungen, als die Liebe und den Segen ihrer Mitbürger haben, unbillig heruntersetzen. In unserm Bürgerrath werden keine Anderen, als angesessene und angesehene Leute zugelassen. Die Bedienungen der Stadt werden als Reihelasten betrachtet, die Jeder nach seiner Ordnung mit übernehmen muß. Keiner wird besoldet. Besoldungen sind für die Unterbediente, die keinen Theil an unsrer Ehre haben. Und die Unterbediente, insbesondere aber den Untervogt und den Visitator besolden wir kärglich, damit diese Leute nicht zu viel Zeit zum spintisiren haben, sondern beim Graben, Spinnen und Arbeiten vergessen mögen, wie sehr sie die Bürger

scheren können, wenn sie Alles auf's schärfste suchen und Knötchen zu Knoten machen wollen. Wenn dergleichen Leute so viel Besoldung hätten, daß sie davon leben könnten, so würden sie müßige Spione abgeben, und nicht für's gemeine Beste, sondern blos für die Kasse sorgen." So sprach mein voriger Herr, der Bürgermeister, zum seligen Präsidenten. Und ich habe seitdem allezeit gewünscht, ein bemittelter Mann zu sein; das weiß der liebe Himmel."

„Ist deine Predigt aus, Johann? Nun so gehe hin und sage dem Thorschreiber, daß ihn der König seines Dienstes in Gnaden entlassen und dich wieder an seine Stelle gesetzt habe...."

Wer war vergnügter, als Johann? Er ward Thorschreiber und konnte nicht leben. Er heirathete die Kammerjungfer der Frau Kriegsräthin, und konnte noch nicht leben. Er that alle Tage zweimal die Augen zu und konnte doch alle die Saloppen von grosse-beauté, welche die junge Frau Thorschreiberin brauchte, nicht bezahlen. Sie kamen Beide in's Zuchthaus. Nun konnten sie leben.

9.

Die Klagen eines Edelmannes im Stifte Osnabrück.

1769.

Wenn das so fortgeht, so will ich meinen Hof nur daran geben; kein Stockholz ist mehr zu verkaufen, seitdem die Berge getheilt sind. Vordem konnte man noch einen Noth- und Ehrenpfennig daraus machen und Jedermann glaubte, die Verwüstungen des Krieges würden eine glückliche Theuerung im Holze bringen. Aber es geht gerade umgekehrt. Für einen Schlag, welcher mir vor dem Kriege mit fünfhundert Thalern zu allem Danke bezahlt wurde, erhalte ich jetzt kaum die Hälfte, und wenn sich

das nicht ändert, mag ich nur eine Glashütte anlegen und Pottasche brennen. Und dennoch schreiben die Gelehrten immer von der Holzsparkunst; die Narren! möchten sie doch auf den Wink der Vorsehung achten, die uns bereits mit Wölfen und wilden Schweinen straft, seitdem unsre Berge mit Holz wieder bewachsen sind! Ich hoffe den Tag noch zu erleben, daß man alles niederhaut, um sich von dieser Strafe wieder zu erretten.

Ebenso geht es uns mit allen den Zuschlägen,*) die man nun seit etlichen Jahren gemacht hat. Kein Henker will mehr eine Wiese heuern. Jeder hat nun selbst Wiesen und macht so viel Heu, als er braucht. Ich glaube, daß seit dem Kriege hier im Stifte über sechstausend und in dem benachbarten Münsterlande über dreißigtausend Morgen Acker- und Wiesenland neu gemacht sind. Die Tecklenburger und Lingischen geben dem andern darin nichts nach und die westphälischen Gemeinen, um ihre Kriegsschulden zu bezahlen, verkaufen ihre schönen Plaggengründe um die Wette und denken nicht, daß die Heuerleute und Kötter, welche ihnen vordem für einen Scheffel Saatland so viel Geld, als sie wollten und die schönsten Worte dazu geben mußten, bei diesem Verkaufe allein gewinnen. Ich will eben kein Prophet sein, aber Gott lasse nur noch einen solchen Krieg kommen, wie der vorige war, so wollen wir sehen, ob die Marken nicht ganz darauf gehen werden.

Es ist überhaupt jetzt eine sehr wunderliche Welt. Die großen Herren, diese Zerstörer des menschlichen Geschlechts, denken auf nichts, als auf Bevölkerung, und wir werden sicher nächstens ein philosophisches System erhalten, worin die möglichste Vermehrung der Menschen als die größte Verherrlichung Gottes angepriesen wird, blos um eine Menge menschliches Vieh anzuziehen, welches sie auf

*) Zuschläge nennt man im Stifte Osnabrück, was aus der gemeinen Haide und Weide zugeschlagen und urbar gemacht oder im Zaune genutzt wird. A. d. V.

die Schlachtbank liefern können. Allein die Bevölkerung will es wahrlich nicht ausmachen. Wir ziehen Bettler und Diebe damit an; das ist es Alles; die Voll- und Halberbe bleiben in der Last stecken und das Vieh der vielen Neubauer nimmt ihrem Viehe die beste Weide vor dem Maule weg. Die Weideländer sind klüger, als wir Schlucker auf der Haide. In Ostfriesland werden mehr Kälber geboren, als Kinder, und sie stehen sich wohl dabei Wir hingegen wollen alle Sandhügel bebauen und bepflanzen, und meinen Wunder was wir gethan haben, wenn wir zum größten Nachtheil unsrer Erbländereien ein Stück Haide urbar gemacht haben.

Die Gutsherren sollten sich mit gesammter Hand allem ferneren Anbau widersetzen. In England darf Keiner sich unterstehen, ein neues Haus zu bauen, wenn er nicht drei Morgen Erbland besitzt. Diesem Exempel sollten wir folgen, so müßte die Menge von Markköttern, die sich, sobald sie ein Kohlgärtchen erhalten können, sogleich eine Hütte bauen, wol unterbleiben. Unsre Vorfahren sind hierin klüger gewesen. Sie erlaubten zum höchsten nur zwei Gezimmer auf jedem Erbe und eiferten gegen die Menge von Heuerleuten ja so stark, als die Cameralphilosophen jetzt für die Bevölkerungen streiten. Die Markkötter sind wie der Krebs, der rund um sich frißt, und man würde erstaunen, wenn man eine Nachmessung anstellen wollte, wie Vieles diese Leute in fünfzig Jahren von der Mark eingezäunt haben.

Und wie viel Processe entstehen nicht darüber? Alle unsre Markprotocolle weisen deutlich nach, daß Keiner, als ein wahrer Erbmann in der Mark etwas zu sagen hat. Ihre Einwilligung wurde allein erfordert, wenn etwas zugeschlagen oder verkauft werden sollte. Jetzt aber wollen alle Einkömmlinge mitsprechen. Unter dem Vorwande, daß ihr Vieh keine Weide behalte, widersetzen sie sich den nützlichsten Anstalten, und man kann keinen Fußbreit verkaufen,

ohne von diesen Leuten, die doch nur aus Gnaden eingenommen sind, einen Widerspruch zu befürchten. Das gute Geld wird darüber den Gerichten zu Theil, und selten wird mehr ein Zuschlag verkauft, dessen ganzer Werth nicht der lieben Justiz aufgeopfert wird.

Die Processe sind überhaupt der wahre Verderb unsers Landes und die einzige Ursache, warum so viele Landleute einen Stillstand nehmen müssen. Der Himmel weiß, wie es unsre Vorfahren angefangen, ob sie friedfertiger oder vernünftiger gewesen, daß sie so wenig Processe geführt haben. Allein wahr ist es, daß zu ihrer Zeit kein Bauer die Reichsgerichte kannte. Die Reichsfürsten haben es dem Kaiser wohl abgesessen, und ihm in seiner Capitulation vorgeschrieben, daß er die Unterthanen gegen ihre Landesherrn nicht leicht hören solle. Wir sollten ein gleiches Gesetz im Lande haben, wodurch den Gerichten geboten würde, die Markgenossen gegen ihre Holzgrafen und die Leibeigenen gegen ihre Gutsherren nicht zu hören, oder wenigstens vorher einen Bericht zu fordern, ehe sie mit Befehlen hervorzuschnellen sich unterstünden. Die Reichsstände sind jederzeit ein Vorbild der Landstände gewesen, und was jenen Recht ist, müßte auch billig diesen Recht sein.

Das baare Geld nimmt täglich ab und doch erhält man noch nicht mehr für einen Thaler als vor zwanzig Jahren. Vielmehr konnte man damals mit tausend Thalern weiter kommen als jetzt mit zweitausend. Der Himmel weiß, wie das zugeht, und was es endlich für ein Ende nehmen wird. Aber Alles wird schlimmer in der Welt. Sogar die Sommer sind lange so heiß nicht mehr als in meiner Jugend und wer hat so viele nasse Frühjahre erlebt, als wir seit zwanzig Jahren gehabt haben? — —

10.

Die Politik der Freundschaft.

1769.

„Zu ihr hin will ich gehen, ihr sagen, daß sie die niederträchtigste Creatur von der Welt sei, daß sie das edelste und zärtlichste Vertrauen gemißbraucht und mich auf eine recht schändliche Art hintergangen habe. Ja dies will ich thun, diese Genugthuung will ich haben. Ich will sie in ihren eignen Augen erniedrigen, ihr den verrätherischen Brief vorlegen und sie dann ihrer Scham und den Bissen ihres Gewissens überlassen. . . .“

„Und wenn Sie das denn nun gethan haben, Madame?“

„So bin ich gerächt.“

„Gerächt? und wodurch? Dadurch, daß Sie Ihre ganze Schwäche zeigen? Das ist in der That eine sonderbare Rache. O meine liebe Ismene, sollten Sie mich je beleidigen, so glauben Sie nicht, daß ich es Ihnen so leicht machen werde mich zu vergessen und sich zu beruhigen.“

„Also sollte ich es mir wol gar nicht einmal merken lassen, Arist, daß ich so schändlich hintergangen bin?“

„Nein, Ismene. Ihr Eifer mag noch so gerecht, das Ihnen widerfahrene Unrecht mag noch so klar sein, so muß es der letzte Schritt unter allen sein, seinen Freund wissen zu lassen, daß man von seiner uns zugefügten Beleidigung unterrichtet sei. Nie kann dieser uns hernach wieder unter die Augen treten, ohne sich zu schämen, und wer sich vor uns zu schämen hat, der flieht uns erst, haßt uns leicht und verfolgt uns zuletzt, um sich eines beschwerlichen Zeugens seiner Unwürdigkeit zu entledigen.“

„Aber wenn mir nun der Haß und die größte Feindschaft einer solchen Person, als diejenige ist, worüber ich

mich beklage, angenehmer wäre, als alle die Freundschaft, welche sie mir ehedem gezeigt hat?"

„Das ist nicht möglich. Eine Person, welche Sie einmal werthgeschätzt haben, kann nicht ohne alle Verdienste sein. Sie muß werth sein, gebessert und wiedergewonnen zu werden, und das können Sie nie hoffen, wenn Sie ihr einmal gerechte Vorwürfe gemacht haben. Falsche Vorwürfe treffen flach, aber wahre fassen tief und man vergißt sie um so viel weniger, je mehr man sie verdient hat. Sie benehmen dem Schuldigen seinen Werth, und diejenige redliche Zuversicht, welche doch zum wahren Vertrauen und zu einer aufrichtigen Freundschaft unentbehrlich ist. Erinnern Sie sich nur einmal Ihrer Geschichte mit Cephisen. Diese Ihnen jetzt so werthe Freundin hatte Ihnen fälschlich ein Verbrechen schuld gegeben, welches man niemals erweist und allezeit ohne Beweis glaubt. Sie hörten es und beruhigten sich damit, daß es aus Eifersucht geschehen sein könnte. Sie veränderten Nichts in Ihrem Betragen gegen sie. Sie bezeugten ihr immer das zärtliche Vertrauen, die nämliche Achtung und eben die Gefälligkeiten, welche Sie allezeit gegen sie gehabt hatten. Keine Zurückhaltung, kein Ernst im Blicke verrieth die mindeste Empfindlichkeit. Kaum waren einige Wochen verflossen, so gereute Cephisen ihre Verleumdung. Sie ward unruhig und das Bekenntniß ihres Verbrechens schwebte ihr hundertmal auf der Zunge, ohne daß sie es wagen mochte, um Verzeihung zu bitten. Von der edelsten Reue gerührt, kam sie endlich in Gesellschaft derjenigen Personen, gegen welche sie mit der falschen Beschuldigung herausgegangen war, zu Ihnen, und that Ihnen unter tausend Thränen gleichsam eine öffentliche Erklärung. Damals gestanden Sie mir, Ismene, daß Sie sich keinen Begriff von einer edleren Genugthuung machen könnten, als diese gewesen wäre. Ihre Zärtlichkeit für Cephisen verdoppelte sich und dasjenige, was unter Andern die

größte Feindschaft veranlaßt haben würde, ist der Grund einer der dauerhaftesten Freundschaften geworden. Würde aber der Erfolg eben so angenehm gewesen sein, wenn Sie Ihre Freundin gleich zur Rede gestellt, derselben ihre Verleumdung vorgeworfen und sie damit auf ewig ihrer Schande überlassen hätten? Würde die Reue Cephisens jemals zugereicht haben, eine völlige Versöhnung unter Ihnen herzustellen? Und war nicht gleichsam Ihr heroischer und freiwilliger Entschluß nöthig, um ihr ein Vertrauen zu sich selbst, um mit diesem die Würde wieder zu geben, sich als eine Freundin in Ihre Arme werfen zu können?"

„Es ist wahr, Arist, ich fühle die Wahrheit dessen, was Sie sagen, und bin nun zu groß, um in Vorwürfe auszubrechen."

„Glauben Sie nur, liebenswürdigste Freundin, der Unschuldige verzeiht leicht, aber der Schuldige kann nie wieder ein Herz zu uns gewinnen, wofern wir ihm nicht helfen, sich vor dem Richterstuhl seines eignen Gewissens zu rechtfertigen und erst wiederum ein Vertrauen zu sich selbst zu gewinnen. Die Gelegenheit dazu können wir ihm nicht besser unterlegen, als wenn wir ihn zuerst in der guten Meinung lassen, daß wir sein Verbrechen nicht wissen. Hierdurch wird er allmählich sicher, bemüht sich erst etwas wieder gut zu machen, wird immer eifriger und zuletzt, nachdem er uns viele neue Beweise von seiner Redlichkeit gegeben, wagt er es, Verzeihung für das Vergangene zu erwarten und zu bitten. Eher kann er es nicht thun, ohne sich in seinen eignen Gedanken zu erniedrigen. Es fehlt ihm auch die Gelegenheit zu jener Rechtfertigung, wofern wir ihn gleich durch verdiente Vorwürfe beschämen und entfernen."

„Dies wird aber doch wol nur die Pflicht gegen solche schuldige Freunde sein, die wirklich Verdienste haben?"

„Freilich, aber selten ist ein Mensch ohne einige Ver-

dienste, und man kann auch oft einen Bösewicht auf kurze Zeit oder in einzelnen Geschäften ehrlich machen, wenn man ihn für ehrlich hält und Vertrauen auf ihn setzt. Es gereicht der Tugend zur Ehre, daß auch der böseste Mensch Denjenigen ungern hintergeht, der ihn für einen rechtschaffenen Mann hält. Glauben Sie, Ismene, daß ich nicht bisweilen in die Versuchung gerathen würde, Ihnen ungetreu zu werden, wenn ich versichert wäre, daß Sie ein Mißtrauen in mich setzten?"

„O schweigen Sie, Arist, oder Ihre Gründe fangen an, bei mir allen ihren Werth zu verlieren."

11.

Es bleibt beim Alten.

1769.

Es geht doch auch jetzt sehr weit in der Welt. Bisher sind es nur die Gelehrten gewesen, welche uns Landleuten den Vorwurf gemacht haben, daß wir so fest am Alten, als der Rost am Eisen, klebten, und gar nichts Neues versuchen wollten, und diesen Gelehrten, unter deren Nachtmützen nichts, wie Projecte zur Verbesserung der Landesökonomie ausgeheckt werden, hat man das zu gute gehalten und es ihnen als ein Mittel, ohne viel Arbeit ihr tägliches Brod zu erwerben, gegönnt, daß sie uns solche Vorwürfe in gedruckten Büchern, die eben nicht Viele von uns lesen, gemacht haben. Sie müssen doch von Etwas schreiben, da sie leben und schreiben müssen und sonst nichts zu verdienen wissen.

Allein nun fängt auch sogar unser Küster an, unsern Kindern, die bei ihm dann und wann in die Schule gehen, von einem schrecklichen Gespenste, welches er das Vorurtheil des Alterthums nennt, etwas vorzuplaudern, und verlangt, sie sollen ihren väterlichen Garten dermaleinst

ganz anders pflügen, als wir, unsre Väter, Großväter und Aeltervväter ihn gepflügt haben. Er verlangt, sie sollen die Bestellung desselben aus großen Büchern lernen, bald bei den Engländern, bald bei den Franzosen und bald bei den Schweden in die Schule gehen und spricht von Projecten, wogegen die Erfahrung von zehn Menschenaltern nicht das Allermindeste erheben soll.

Dies ist in Wahrheit von einem Manne, der kaum den Sonnenzeiger an unsrer Kirche recht zu stellen weiß, unerträglich und die ganze Gemeinde hat mir aufgetragen, ihm hiemit öffentlich zu sagen, daß wir für dasjenige, was unsre Vorfahren, die ihren Acker lange gekannt und ihn früh und spät betreten haben, eingeführt, mehr Ehrfurcht haben, als für alle Projecte der Neuern.

Wie würde es uns armen Leuten gegangen sein, wenn wir alle die Vorschläge, die nun seit zehn Jahren zur Verbesserung des Ackers gemacht sind, befolgt hätten? Wenn wir alle die Säemaschinen und alle die Arten von Pflügen angeschafft hätten, welche in dieser Zeit angepriesen und vergessen sind? Wenn wir alle die Futterkräuter gesäet und alle die Ackerbestellungen nachgeahmt hätten, wovon man uns ein so herrliches Bild gemalt hat? Sollte der Gutsherr seine Pächte, der Zehntherr seinen Zehnten und der Vogt seine Schatzungen wol nachgegeben haben, wenn wir ihnen erzählt hätten, daß wir neue Versuche gemacht und damit verunglückt wären?

Eine hundertjährige Erfahrung ist eine erstaunende Probe, hundert, ja tausend Jahr haben wir mit Plaggen gedüngt, im sauren Schweiße unsers Angesichts damit gedüngt und uns wohl dabei befunden. Warum sollen wir denn davon ablassen? Meinen Sie nicht, daß wir alle Jahr mit den Plaggen auf einigen Feldern zu kurz kommen und also auch hundertjährige Erfahrungen von solchen Feldern haben, die nicht damit gedüngt sind? Da wir verschiedene Kirchspiele und Gegenden haben, die keine

Plaggen gebrauchen und einen Grund bauen, der dieses Düngers entbehren kann, meinen Sie denn nicht, daß unsre Vorfahren auch wol bisweilen auf den Gedanken gerathen sind, zu versuchen, ob sie dieses mühseligen Düngers entrathen könnten? Und glauben Sie nicht, daß wir gute, durch die Erfahrung bestätigte Gründe haben, warum wir dabei beharren?

Man beschuldige uns keines Eigensinns. Die Kartoffeln sind noch nicht viel über dreißig Jahre in Westphalen bekannt, und gleichwol baut sie schon ein Jeder. Die Feldmauern sind erst vor vierzig Jahren aufgekommen, dennoch sind sie nunmehr fast durchgehends, wo Steine zu haben und Feldmauern nützlich sind, anstatt der Zäune und Hecken eingeführt. Der Hanfbau ist fünfzig Jahr in hiesigen Gegenden alt, und gleichwol jetzt schon überall, wo es nur möglich ist, gemein; vor sechzig Jahren säete noch Niemand Buchweizen ins Moor, und jetzt wird er überall gesäet. Der Weizenbau vermehrt sich täglich in Gegenden, wo man ihn vorhin gar nicht möglich glaubte. Wir sind also folgsam — — aber gegen Erfahrungen, und nicht gegen Projecte und unsichere Proben.

Proben und Versuche sind für den Edelmann, der etwas verlieren kann, nicht für den Landmann, der jedes Handbreit Land zu Rathe halten muß. Dies mag sich der Küster merken.

12.

Also sollen die deutschen Städte sich mit Genehmigung ihrer Landesherrn wiederum zur Handlung vereinigen?

1767.

Deutschland hat seine Häfen, wie andre Reiche, und es ist zur Handlung so gut gelegen, als das beste. Allein

so lange seine gegenwärtige Regierungsverfassung dauert, wird es nie zu der Größe in der Handlung gelangen, wozu es nach seinen Kräften gelangen könnte.

Schon in der Taufe, wie unsre Vorfahren aus dem Heidenthum bekehrt wurden, mußten sie nicht blos dem Teufel, sondern auch den Teufelsgilden, das ist, allen den großen Verbindungen entsagen, welche sie in Ermangelung einer vollkommenen Oberherrschaft nach dem Exempel aller freien Völker unter dem Schutze einer irdischen Gottheit zu ihrer Vertheidigung und Aufnahme errichtet hatten. Die besorgte Eifersucht Carls des Großen verstattete ihnen kaum, ihre Schiff- und Brandassecurations-Gesellschaften beizubehalten. Alle übrigen Verbindungen wurden aufgehoben.*)

Auf dem Reichstage zu Worms von 1231 ward die Frage aufgeworfen, ob eine Stadt oder Gemeinheit mit andern Verbindungen oder Gesellschaften aufrichten könnte, und der gute Kaiser Heinrich erkannte mit Rath der Reichsfürsten, daß ihnen dergleichen nicht erlaubt sein könnte.

In der neuesten Wahlcapitulation heißt es endlich noch, wiewol leider zu einem sehr großen Ueberflusse:

„Ihro Kaiserliche Majestät wollen die Commercia des Reichs zu Wasser und zu Lande nach Möglichkeit befördern — dagegen aber die großen Gesellschaften, Kaufgewerbsleute und andre, so bisher mit ihrem Gelde regiert, gar abthun."

Und so hat zu allen Zeiten von dem ersten Augenblick an, da der deutsche Nationalgeist sich einigermaßen erheben wollte, bis auf die heutige Stunde, ein feindseliges Genie gegen uns gestritten. Man denke aber nicht, daß unsre Gesetzgeber zu schwache Augen gehabt haben. Nein, die Territorialhoheit stritt gegen die Handlung. Eine von beiden mußte erliegen, und der Untergang der letztern be-

*) Capit. Caroli M. de 779.

zeichnet in der Geschichte den Aufgang der erstern. Wäre das Loos umgekehrt gefallen, so hätten wir jetzt zu Regensburg ein unbedeutendes Oberhaus, und die verbundenen Städte und Gemeinden würden in einem vereinigten Körper die Gesetze handhaben, welche ihre Vorfahren, mitten in dem heftigsten Kriege gegen die Territorialhoheit, der übrigen Welt auferlegt hatten. Nicht Lord Clive, sondern ein Rathsherr von Hamburg würde am Ganges Befehle ertheilen.

Noch sind es keine vierhundert Jahre, daß der Hanseatische Bund den Sund und die Handlung auf Dänemark, Schweden, Polen und Rußland mit Ausschluß aller übrigen Nationen behauptete, Philipp IV. von Frankreich nöthigte, den Briten alle Handlung auf den französischen Küsten zu verbieten, und endlich mit einer Flotte von hundert Schiffen Lissabon eroberte, um auch diesen großen Stapel zur Handlung für alle entdeckten und zu entdeckenden Welttheile zu seinem Winke zu haben; eine Unternehmung, welche mehr Genie zeigt, als die Erfindung des Pulvers, deren die Reichsgeschichte noch wohl gedenkt, wenn sie jenen großen Entwurf auf Lissabon mit Stillschweigen übergeht.

Kaum sind dreihundert Jahre verflossen (1475), daß eben dieser Bund England nöthigte, den Frieden von ihm mit zehntausend Pfund Sterling zu erkaufen, Dänemark feil bot, Lievland erobern half und den Ausschlag in allen Kriegen mit eben dem Uebergewichte gab, womit es England seit einigen Jahren gethan hat. Keine Krone weigerte sich die ambassadores dieser deutschen Kaufleute (sie hießen mercatores Romani Imperii) zu empfangen und dergleichen an sie abzuschicken. Noch im sechzehnten Jahrhundert behauptete er die alleinige Handlung in der Ostsee mit einer Flotte von vierundzwanzig Kriegsschiffen gegen die Holländer. Und dieser große Geist der Nation ist es, welchen Ihro Kaiserliche Majestät allergnädigst abzuthun

geschworen haben. Dieser Geist, welcher sich gewiß von beiden Indien Meister gemacht und den Kaiser zum Universalmonarchen erhoben haben würde, ist es, welchen die Reichsfürsten nicht ohne Ursache verfolgt, aber allezeit übereilt erstickt haben. Was muß ein Deutscher nicht empfinden, wenn er die Nachkommen solcher Männer gleichsam in der Karre schieben, oder Austern fangen, Citronen aus Spanien holen und Bier aus England einführen sieht?

Fünfundachtzig verbundene Städte in der untern Hälfte von Deutschland waren es indessen, welche diese Wunder verrichteten, und in der Handlung die Mittel fanden, so große Kosten zu bestreiten, während der Zeit in der obern Hälfte von Deutschland eine Südsee-Compagnie mit ihrer Handlung die Levante beherrschte und die Schätze aus Asien und Afrika in Deutschland zurückbrachte. Beide Compagnien, sowohl die hanseatische, oder die nördliche und westliche, als die südliche, verstanden ihr gemeinschaftliches Interesse, und man kann es nicht ohne Erstaunen betrachten, daß Englands Handlung damals durch deutschen Fleiß nach der Levante getrieben wurde. Die Größe der Venetianer und die Flotten, womit die unglücklichen Kreuzzüge unterstützt und die wichtigen Unternehmungen auf Afrika und Asien ausgeführt wurden, sind aus dem Handel erwachsen, welchen die verbundenen Städte in Oberdeutschland aus den italienischen Häfen trieben.

Jedoch diese goldnen Zeiten der deutschen Handlung kommen wol niemals wieder. Sie werden kaum mehr geglaubt, so sehr haben wir uns von ihnen entfernt. Das besonderste dabei ist, daß alle Handwerker zugleich ausgeartet und der fliehenden Handlung nachgefolgt sind. Man sehe nur auf die alten Arbeiten an Altären, Einfassungen der Reliquien, Monstranzen, Kelchen, Bechern und dergleichen, auf die Kästlein von Ebenholz, auf die Kunstwerke von Elfenbein und auf verschiedene andere

getriebene, geschnitzte, eingelegte und durchgearbeitete Stücke, welche sich noch hie und da in Cabinetten finden. Man betrachte nur einige Denkmäler der Malerei, Bildhauerkunst und Baukunst, so uns aus dem vierzehnten, fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert noch übrig sind; man gedenke an das Dauerhafte, Kühne und Prächtige der gothischen Stücke, welche um deswillen, daß sie nach einem besondern Zeitgeschmack gearbeitet sind, ihren Kunstwerth nicht verloren haben, so wird man sehen, daß zur Zeit der Hanseatischen Handlung eine Periode in Deutschland gewesen, worin es die größten Meister in jedem Handwerke gegeben habe. Und man kann dreist behaupten, daß die Deutschen die Handlung und den damaligen gothischen Styl der Kunst zu gleicher Zeit auf's Höchste gebracht hatten. Man würde jetzt Mühe haben, einen einzigen solchen Meister in Ebenholz, Elfenbein und Silber wieder aufzubringen, dergleichen vor dreihundert Jahren in allen Städten angetroffen wurden. Fast alle deutsche Arbeit hat zu unsrer Zeit etwas Unvollendetes, dergleichen wir an keinem alten Kunststück und gegenwärtig an keinem rechten engländischen Stücke antreffen. So sehr ist das Handwerk zugleich mit der Handlung gesunken. Die einzige Aufmunterung der Handwerke kommt jetzt noch von Höfen, und was sollen einige wenige mit Besoldungen angelockte Hofarbeiter gegen Handwerker, die während des Hanseatischen Bundes für die ganze Welt in die Wette arbeiteten?

Das Exempel der Städte in Frankreich, wovon die vornehmsten im vorigen Kriege dem Könige ein Schiff bauten, der ähnliche Entschluß des Theaters zu Paris, und der große Anschein, daß jede große Stadt und Herrschaft in Deutschland, wenn der Landesherr wollte, ein Schiff zur See haben könnte, möchte zwar Manchen auf den Einfall bringen, daß man endlich auch wol eine deutsche Flotte in See setzen und sich damit eben die Vor-

theile wieder erwerben könnte, welche unsre Vorfahren besaßen und andre Seemächte besitzen, die ihre Commerzientractate mit der Kriegsmacht unterstützen. Man könnte wenigstens hoffen, die Handlung damit offen und die Seemächte abzuhalten, sich in jedem Reiche Monopolien zu bedingen, denn was sind die heutigen Commerzientractate anders, als Monopolien? Und ermächtigt sich nicht beinahe jeder Herr die Handlung seines Reichs den meistbietenden Seemächten zu verpachten? Allein dergleichen süße Träume, ohne deren Erfüllung Deutschland gleichwol niemals einen einzigen Commerzientractat mit den nordischen Reichen zu Stande bringen wird, verbietet uns die Reichsverfassung und auf sichere Weise selbst die Kaiserliche Capitulation. Beim Anfang des dreißigjährigen Krieges legten es die Schweden dem Kaiser sogar zum Uebermuth aus, daß er an eine Reichsflotte in der Ostsee, welche doch, wenn man sich nur über den Namen versteht, nichts Ungewöhnliches war, gedacht hatte. Wir müssen uns also durch andere Wege helfen.

Fast alle Reiche haben sich auf sichere Weise gegen uns geschlossen, seitdem die Flotten „der Gewerksleute, welche mit ihrem Gelde regieren," wie die Capitulation es zur Ehre der Nation noch ausdrückt, allerunterthänigst abgeschafft werden müssen. Den Lübeckern, Bremern und Hamburgern, welche einzeln zu schwach waren, den Unterhandlungen der Seemächte sich mit Nachdruck entgegen zu setzen, ist nichts weiter übrig geblieben, als dasjenige aus der Fremde abzuholen, was man daselbst gern los sein will, und etwas wieder dahin zu bringen, was man von den Seemächten noch zur Zeit nicht erhalten kann. Man läßt ihnen blos die Almosen, welche jene verachten. Die einzige Handlung in der Levante ist noch frei, so lange, bis es der Seemacht, welche gegenwärtig darüber aus ist solche durch einen Commerzientractat zu pachten, gelingt auch diesen Ausfluß zu sperren.

Wie ist aber die Levantische Handlung beschaffen? Gerade so, wie wir solche gebrauchen. Die dortigen Türken, Griechen, Mohren und Juden sind wie unsere westphälischen Packenträger, oder wie die italienischen Hechel- und Barometerkrämer, welche so viel Waare borgen, als sie tragen können, damit tief ins Land hausiren gehen, und wenn sie solche verkauft haben, das Geborgte bezahlen, und ihren Packen von Neuem füllen. Dies ist die ganze Handlung, und man trifft fast keinen großen türkischen Kaufmann an, welcher ein Waarenlager für solche Hausirer hielte. Dieses überlassen sie den Fremden.

Bei solchen Umständen sollte man gedenken, es würden einige Hundert Bremer oder Hamburger Kaufleute dort ihre Waarenlager haben, und für die Hausirer Alles, was in Niedersachsen und Westphalen nur verfertigt werden könnte, in Bereitschaft halten, besonders da die dortigen Sensali oder Mäkler die Hausirer genau kennen und gegen eine billige Provision den ganzen Handel führen. Allein die genaueste Erkundigung zeigt, daß kein Bremisches oder Hamburgisches Comptoir in der ganzen Levante sei. Man läßt diese Vortheile den Franzosen, Engländern und Holländern über, die natürlicherweise dasjenige zu Hause fertigen lassen, was sie dort abzusetzen gedenken. Wie wichtig ist aber nicht dieser Handel, und zu welchem Reichthume erhob sich nicht damit der Herr Fremaux in Smyrna, der in einer Theuerung für hunderttausend Gulden Korn unentgeltlich austheilen und dennoch Millionen nach Amsterdam zurückbringen konnte?

Sollte es denn aber nicht möglich sein, daß einige Landstädte nur ein oder anderes gemeinschaftliches Packhaus in den levantischen Häfen errichteten und dort einen gemeinschaftlichen Bedienten hielten, welchem sie ihre Waaren in Commission zuschicken könnten? Sollten alle Kämmereien der westphälischen Städte, wenn die Unternehmung für einen einzelnen Kaufmann im Anfange zu

groß ist, nicht im Stande sein, eine so leichte Sache zum Vortheil ihrer Bürger und Handwerker auszuführen? Sie brauchen dazu weder Schiffe noch Flotten. Der Holländer ist alle Stunden bereit, unsre Producte dahin zu führen. Er bittet darum, und fragt nur, an wen die Ablieferung geschehen solle. Und dieses „An wen?" ist es, was wir nicht beantworten können, so lange wir in den Landstädten so einfältig sind zu glauben, daß die Seestädte auf ihre Gefahr und Rechnung unsre Waaren dort absetzen, ausborgen und verhandeln werden. Wir haben die glücklichste Lage zur Handlung. Tausend und abermals tausend Schiffsböden sind in Holland für uns bereit. Wir sind der Lage nach den Holländern das, was die Engländer im Lande ihren Seehäfen sind. Aber in England sind die im Lande fleißige Handwerker und schaffen den Seefahrern Stoff zum Absatz. Wir hingegen versorgen die Holländer mit Wenigem oder Nichts. Diese verlieren darüber an allen Ecken den Markt, und sie sind noch so groß, um zugleich unsre Höker und Mäkler zu werden. Dafür müssen wir sorgen; wir müssen Comptoirs und Waarenlager in der Fremde halten, und die Kämmereien in den Städten könnten durch eine Vereinigung diesen Endzweck befördern. Unsere Kaufmannssöhne spazieren nach Bremen und Hamburg. Nach Cadix, nach Lissabon, nach Smyrna, nach Aleppo, nach Cairo sollten sie gehen, sich um dasjenige bekümmern, was dort mit Vortheil abgesetzt werden kann, sich dort Bekannte und Associirte erwerben und dann handeln.

Es sind bisher ostindische, es sind levantische Compagnien errichtet worden. Man hat das dazu erforderliche Capital in Actien vertheilt, und nicht den Inhabern jeder einzelnen Actie, sondern nur denjenigen, welcher zehn oder zwanzig zusammen gehabt, als ein stimmbares Mitglied betrachtet. Dieser Plan ist gut für Compagnien in großen Hauptstädten, aber schlecht für eine Compagnie, deren

Actionaire weit auseinander zerstreut wohnen. Wer will daselbst eine Actie nehmen, sich blindlings der Führung einiger wenigen stimmbaren, vielleicht durch besondere Absichten geleiteten Mitglieder überlassen, und um einer Actie willen einen großen Briefwechsel unterhalten? Der Besitzer einer solchen einzelnen Actie kann mit Billigkeit nicht fordern, daß ihm die Directeurs von Allem Nachricht geben sollen, und so denken Viele, es ist besser sein Geld zu behalten, als solches an Ort und Leute auf guten Glauben hinzuschicken, die man nicht kennt und von welchen man keine Nachricht erwarten kann.

Eine ganz andere Gestalt bekommt aber die Sache, wenn eine Stadt zehn, zwanzig oder hundert Actien zusammen nimmt, mithin eine oder mehrere Stimmen zur Haupthandlung erhält. Für diese ist es der Mühe werth, einen besondern Correspondenten darauf zu halten, und diese kann fordern, daß ihr die Directeurs von allen Vorfällen, Absichten und Unternehmungen ordentliche Nachricht geben sollen. So hielt es die deutsche Hanse. Die Kaufleute einer Stadt machten Eins, mehrere Städte zusammen ein Quartier und alle Quartiere den Bund aus, und auf diese Weise konnte eine Correspondenz bequem geführt, die Handlung wohl dirigirt und Alles zeitig beobachtet werden, anstatt daß tausend einzelne Actionairs entweder die Direction verwirren, oder sich wie Schafe führen lassen müssen.

Die Uebernehmung einer stimmbaren oder zusammengesetzten Actie ist für eine Stadt leicht, und wenn es auch unglücklich geht, der Schade so empfindlich nicht, wozu Viele beitragen. Es ist aber auch nicht nöthig, daß eben die Kämmerei einer Stadt die große Actie auf ihre Gefahr nehme. Sobald die Sache nur so eingerichtet wird, daß jeder Ort eine ganze und damit auch eine Stimme zur Direction erhält, finden sich leicht so viel Theilnehmer, die zusammentreten und ihre Stimme durch einen

gemeinschaftlichen Bevollmächtigten führen lassen. Sie sind alsdann sicher, von Allem, was unternommen wird, zeitige und gehörige Nachricht zu empfangen. Sie erhalten ihren Antheil an dem Einflusse, und es würde eine ganz neue Scene für die deutsche Handlung sein, wenn die Consuls aller niedersächsischen und westphälischen Städte zu Hamburg, Bremen oder Emden ihre eigene Versammlung hätten, und das Handlungsinteresse jeder Landstadt in der Seestadt wahrnähmen.

13.

Schreiben des Herrn von H. . .

1769.

Auf meine Ehre! Die Liebhaber der edlen Jägerei sind miteinander ausgestorben. Ich wünsche, daß ich beide Beine zerbreche, wenn ich heute, Hubertustag, ein Horn gehört habe. Wenn ich das in meiner Jugend erlebt hätte, so würde ich solches für ein weit böser Zeichen, als fünfzig Cometen gehalten haben. Wo will das aber hinaus? Und was will man zuletzt auf dem Lande anfangen?

Mein Vater, der lange in Ungarn gegen die Türken gedient und sein Lederwerk, was er auf der Jagd brauchte, diesen Unchristen bei lebendem Leibe aus dem Baste gerissen hatte und gewiß die Welt kannte, pflegte mir oft zu sagen: „Mein Sohn, bleib der edlen Jägerei treu. Sie erhält und vergnügt dich daheim, ehrt dich bei großen Herrn, dient dir im Felde und macht dir alle Bissen gutschmeckend.“ Und diese Lehre habe ich auf meine Ehre richtiger gefunden, als Alles, was ich mein Lebtage in Büchern gelesen.

Vier Jäger, ein gut Stück Rindfleisch und ein ehrlicher Trunk, darüber geht mir nichts. Was haben die für Gesichter gegen unsere gekräuselten jungen Herrn und auf=

gethürmten Pasteten? Ich komme alle Jahre für meine Sünde in die Stadt und speise bei Hofe. Da sitzt ein Jeder, als wenn er auf's Maul geschlagen wäre. Von politischen Dingen dürfen sie nicht sprechen. Aus Büchern schämen sie sich zu sprechen. Lustige Histörchen sind gar aus der Mode. Die Complimente sind bald aus. Den Wein trinken sie aus Fingerhüten, und ein boeuf à la mode kommt gar nicht mehr auf den Tisch. Wenn ich mich dagegen erinnere, was zu meines Großvaters Zeit die Gesellschaften waren, wie ein halb Dutzend Waidgenossen, die den Tag über sich im Feld gebraten hatten, Hände und Mäuler bei Tische gehen ließen, was da gesprochen, gelacht und getrunken wurde, so möchte ich auf meine Ehre lieber der wilde Jäger, als ein heutiger Landmann sein.

Das Landleben ist jetzt nichts, als die abgeschmackteste Langeweile, die man sich erdenken kann. Man kommt zusammen in der Stube, steht auf einem gewächsten Boden, daß man sich alle Augenblicke den Hals zerbrechen möchte, und geht so nüchtern auseinander, wie man zusammen gekommen ist, und wenn man sich recht vergnügen will, so bringt man die verdammten Karten her. Höchstens spaziert man, und spaziert und spaziert, bis Einem der Angstschweiß ausbricht.

Ich wundre mich gar nicht, daß manche Haushaltungen nicht fortkommen. Wenn man vordem von der Jagd zurückkam, so besuchte man noch wol einmal seine Hofdiener und sah, was sie machten, und hielt sie beständig bei der Arbeit, weil sie Einem hinter allen Hecken vermuthen mußten. Aber jetzt, jetzt wissen die Faullenzer, der Herr kommt im Thau gewiß nicht, auch nicht, wenn's regnet, auch nicht, wenn die Sonne brennt, auch nicht vor elf Uhr des Morgens, auch nicht vor fünf Uhr des Abends, und so stehlen sie dem lieben Gott den Tag und ihrem Herrn das Brod. Die Engländer, das waren noch Leute.

Wie sie hier waren, jagten sie nach einem Kirchthurm über Stock und Block, Hecken und Graben, wenn sie keinen Fuchs auftreiben konnten, oder sie ließen des Morgens früh eine gebratene Speckseite über den Weg schleifen und jagten hernach mit ihren Hunden auf der Spur dieses Schweinewildes, blos um sich an dem Geläute der Hunde zu ergötzen und ihren roastbeef im Schweiße ihres Angesichts zu verzehren. Einem solchen Exempel müssen wir folgen, wenn wir das Landleben von dem Fluche der Langeweile befreien wollen.

Ich habe noch eine Sammlung von achtehalbhundert Waidsprüchen und einen dicken Band voller Fuchshistorien, welche von meinen Vorfahren gesammelt sind, damit konnte man sich Jahr aus Jahr ein auf die angenehmste Art in Gesellschaften ergötzen. Aber jetzt ist die ewige und allezeit fertige Karte der einzige Behelf, und ich will einen körperlichen Eid darauf ablegen, daß keine von unsern Fräuleins auch nur einmal einen rechten Leberreim zu machen weiß. Vordem schossen sie noch wol einmal mit nach der Scheibe und brachten demjenigen, der den besten Schuß gethan hatte, den großen Becher zu. Aber nun, daß Gott erbarme! sinken sie in Ohnmacht, wenn sie einen Schuß hören.

Die heutige Zierlichkeit ist der Tod aller Lustbarkeiten. Kein Ellenbogen auf dem Tische, kein Glas in der Hand, kein Auge, das glüht, kein Herz, das lacht..... Schieß mich todt, Kerl, damit ich das Unglück nicht länger ansehen möge.

P. S. A propos! wie befindet sich des Herrn Oberjägermeisters grüne Perücke, worin er vordem diesen Tag zu feiern pflegte? Hat er sie auch von den Mäusen auffressen lassen?

14.

Der hohe Styl der Kunst unter den Deutschen.*)

1770.

Die Zeiten des Faustrechts in Deutschland scheinen mir allemal diejenigen gewesen zu sein, worin unsre Nation das größte Gefühl der Ehre, die mehrste körperliche Tugend und eine eigne Nationalgröße gezeigt hat. Die feigen Geschichtsschreiber hinter den Klostermauern, und die bequemen Gelehrten in Schlafmützen mögen sie noch so sehr verachten und verschreien, so muß doch jeder Kenner das Faustrecht des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts als ein Kunstwerk des höchsten Styls bewundern, und unsre Nation, die anfangs keine Städte duldete und hernach das bürgerliche Leben mit eben dem Auge ansah, womit wir jetzt ein vlämisches Stillleben betrachten, die folglich auch keine großen Werke der bildenden Künste hervorbringen konnte, und solche vielleicht von ihrer Höhe als kleine Fertigkeiten der Handwerker bewunderte, sollte billig diese große Periode studiren und das Genie und den Geist kennen lernen, welcher nicht in Stein und Marmor, sondern am Menschen selbst arbeitete, und sowohl seine Empfindungen, als seine Stärke auf eine Art veredelte, wovon wir uns jetzt kaum Begriffe machen können. Die einzelnen Räubereien, welche zufälligerweise dabei unterliefen, sind nichts in Vergleichung der Verwüstungen, so unsre heutigen Kriege anrichten. Die Sorgfalt, womit jene von den Schriftstellern bemerkt sind, zeugt von ihrer Seltenheit, und die gewöhnliche Beschuldigung, daß in den Zeiten des Faustrechts alle andern Rechte verletzt und verdunkelt worden, ist sicher falsch, wenigstens noch zur Zeit unerwiesen und eine Ausflucht einander nach-

*) Ursprüngliche Ueberschrift: Von dem Faustrecht. D. H.

schreibender Gelehrten, welche die Privatrechte der damaligen Zeit nicht aufspüren wollen. Es werden jetzt in einem Feldzuge mehr Menschen unglücklich gemacht, als damals in einem ganzen Jahrhundert. Die Menge der Uebel macht, daß der heutige Geschichtschreiber ihrer nicht einmal gedenkt, und das Kriegsrecht der jetzigen Zeit besteht in dem Willen des Stärksten. Unsre ganze Kriegsverfassung läßt keiner persönlichen Tapferkeit Raum; es sind geschleuderte Massen ohne Seele, welche das Schicksal der Völker entscheiden, und der ungeschickteste Mensch, welcher nur seine Stelle wohl ausfüllt, hat eben den Antheil am Siege, welchen der edelste Muth daran haben kann. Eine einförmige Uebung und ein einziger allgemeiner Charakter bezeichnet das Heer, und Homer selbst würde nicht im Stande sein, drei Personen daraus in ihrem eignen Charakter handeln oder streiten zu lassen.

Eine solche Verfassung muß nothwendig alle individuelle Mannigfaltigkeit und Vollkommenheit, welche doch einzig und allein eine Nation groß machen kann, unterdrücken. Sie muß, wie sie auch wirklich thut, wenig jugendliche Uebung erfordern, nicht den geringsten Wetteifer reizen und die Fußmaße zur Berechnung der Talente gebrauchen. Aber auf diesem Wege kann unsere Nation nie zu der Größe gelangen, welche die Natur für sie allein zu bestimmen schien, als sie den allmählich ausartenden Bürgern der Griechischen und Römischen Städte den Meißel und Pinsel in die Hand gab.

Ich will jetzt der Turniere nicht gedenken, welche als nothwendige Uebungen mit dem ehemaligen Faustrechte verknüpft waren, ohnerachtet ihre Einrichtung den Geist von mehr, als einem Lykurg zeigt, und alles dasjenige weit hinter sich zurückläßt, was die Spartaner zur Bildung ihrer Jugend und ihrer Krieger eingeführt hatten; ich will die Vortheile nicht ausführen, welche eine wahre Tapferkeit, ein beständiger Wetteifer und ein hohes Ge-

fühl der Ehre, das wir jetzt zu unsrer Schande abenteuerlich finden, nachdem wir uns auch selbst in unsrer Einbildung nicht mehr zu den ritterlichen Sitten der alten Zeiten hinaufschwingen können, auf eine ganze Nation verbreiten mußten. Ich will nichts davon erwähnen, wie gemein die großen Thaten sein mußten, da die Dichter das Reich der Ungeheuer und Drachen als die unterste Stufe betrachteten, worauf sie ihren idealischen Helden Proben ihres Muthes ablegen ließen. Nein, meine Absicht ist blos die Vollkommenheit des Faustrechts, als eines ehemaligen Kriegsrechts zu zeigen, und wie wenig wir Ursache haben, dasselbe als das Werk barbarischer Völker zu betrachten.

Rousseau mag noch so sehr getadelt werden, so bleibt die Stärke und die Wissenschaft solche zu gebrauchen, doch allemal ein wesentlicher Vorzug. Unsre neuern Gesetzgeber mögen dem Menschen Hände und Füße binden, sie mögen ihm Schwert und Rad vormalen, er wird seine Kraft allemal gegen seinen Feind versuchen, so oft er beleidigt wird. Unsre Vorfahren wagten es nicht, dieses angeborne Recht zu unterdrücken. Sie gönnten ihm seinen Lauf, aber sie lenkten es durch Gesetze. Und das Faustrecht war das Recht des Privatkrieges unter der Aufsicht der Landfriedensrichter.

Die Landfrieden, welche in Polen Conföderations heißen, waren eine Vereinigung mehrerer Mächte, um die Gesetze des Privatkrieges in Ansehen und Ausübung zu erhalten. Der Pflug war geheiligt, der Landmann in seinen Zäunen, wenn er keinen Angriff daraus that, und der Fuhrmann auf der Heerstraße, er mochte geladen haben, was er wollte, waren gegen alle Gewalt gesichert. Die kriegenden Theile durften im höchsten Nothfalle nicht mehr Fourage vom Felde nehmen, als sie mit der Lanze von der Heerstraße erreichen konnten. Renten und Gülden wurden durch den Krieg nicht aufgehoben. Keiner durfte

seine Bauern bewaffnen und als Helfer gebrauchen, keiner durfte an gefriedigten Tagen*) Waffen führen. Die Parteien mußten einander die Widersage oder die Befehdung eine genugsame Zeit vorher verkündigen, und wenn sie solches gethan hatten, so ordentlich und ruhig die Heerstraße ziehen, als andere Reisende, wofern sie sich nicht den ganzen Landfrieden und dessen Handhaber auf den Hals ziehen wollten. Da sie solchergestalt nicht oft mit großen Lagern zu Felde zogen, so brauchten sie die Fluren nicht zu verderben, die Wälder nicht auszuhauen, die Länder nicht auszuhungern, und wenn es zum Treffen kam, so entschied persönliche Stärke, Muth und Geschicklichkeit.

Der Landfriedensoberste, welcher in Polen der Conföderationsmarschall heißt, ward von den Verbundenen erwählt und vom Kaiser, ehe diese Conföderations zu mächtig wurden, bestätigt**). Dessen Amt und Gericht, vor welchem die kriegenden Theile ihre Befehdungen gegen einander zum Protocoll nehmen ließen, war denjenigen, welche gegen die Kriegsgesetze behandelt wurden, ein sicherer Schutz.

Solchergestalt kann man behaupten, daß das ehemalige Faustrecht weit systematischer und vernünftiger gewesen, als unser heutiges Völkerrecht, welches ein müßiger Mann entwirft, der Soldat nicht liest und der Stärkste verlacht. Die mehrsten heutigen Kriegsursachen sind Beleidigungen, welche insgemein eine einzige Person treffen, oder Forderungen, so eine einzelne Person zu machen berechtigt ist, und woran Millionen Menschen Theil nehmen müssen, die, wenn es auch noch so glücklich geht, nicht den geringsten Vortheil davon haben. In einem solchen Falle hätten unsere Vorfahren beide Theile eine scharfe Lanze

---

*) S. den ersten westphäl. Landfrieden, oder stat. Synod. Concil. Colon. de pace publica v. 1083.

**) S. den Egrischen Landfrieden vom Jahr 1389.

gegen einander brechen lassen, und dann demjenigen Recht gegeben, welchem Gott den Sieg verliehen hatte. Nach ihrer Meinung war der Krieg ein Gottesurtheil, oder die höchste Entscheidung zwischen Parteien, welche sich keinem Richter unterwerfen wollten. Urlog war die Entscheidung der Waffen, wie Urtheil die Entscheidung des Richters. Und es dünkte ihnen weit vernünftiger, billiger und christlicher zu sein, daß einzelne Ritter ein Gottesurtheil mit dem Schwerte oder mit dem Speere suchten, als daß hunderttausend Menschen von ihrem Schöpfer bitten, daß er sein Urtheil für denjenigen geben solle, welcher dem andern Theile die mehrsten erschlagen hat.

Nun läßt sich zwar freilich das alte Recht nicht wieder einführen, weil keine Macht dazu im Stande ist. Es darf uns aber dieses nicht abhalten, die Zeiten glücklich zu preisen, wo das Faustrecht ordentlich verfaßt war, wo die Landfrieden oder Conföderations solches auf's genaueste handhabten, und in einen Krieg nicht Mehrere verwickelt werden konnten, als daran freiwillig Theil nehmen wollten, wo die Nation einem solchen Privatkriege ruhig zusehen und dem Sieger Kränze winden konnte, ohne Plünderungen und Gewaltthaten zu besorgen.

Unsere Vorfahren glaubten, jedem Menschen komme das Recht des Krieges zu, und auch noch jetzt können wir nicht anders sagen, als daß es einem jeden Menschen frei stehe, sich von dem richterlichen Urtheil auf seine Faust zu berufen. Er hängt oder wird gehangen, nachdem er oder der Richter der stärkste ist. Wir haben aber dadurch, daß immer der stärkere Theil auf der Seite des Richters ist, die Ausübung dieses Rechts beinahe unmöglich gemacht, anstatt daß unsre Vorfahren, wie sie zuerst Conföderations errichteten, dessen Ausübung begünstigten und sich in vielen Reichsländern nur dahin erklärten:

„Daß sie die Entscheidung ihres erwählten Richters

zwei Monate erwarten, und wenn diese Entscheidung nicht erfolgte, sich ihres Degens bedienen wollten."

So lauten alle Vereinigungsformeln der sächsischen Staaten; nun kam es doch zuletzt selten mehr zum Ausbruch, indem der Herzog, Bischof oder Graf, sobald die zwei Monate um waren, einen andern Termin von zwei Monaten zu neuen Unterhandlungen ansetzte und damit den Rechtshandel zum Nachtheil des Fausthandels verewigte.

15.

Ein Patriot muß vorsichtig in seinen Klagen bei Landplagen sein.

1771.

Wenn der Pächter über eine schlechte Ernte schreit, um die Kammer zu hintergehen, wenn der Leibeigene sein Korn für völlig ausgewachsen angiebt, um bei dem Gutsherrn Mitleid zu finden, wenn der Bäcker eine Theurung prophezeit, um sein Brod nach der höchsten Taxe zu verkaufen, wenn endlich alle diejenigen, welche Korn einzunehmen und zu verkaufen haben, einen allgemeinen Mangel verkündigen, um ihren Vorrath zum höchsten Preise auszubringen, so weiß man, warum dieses geschieht. Wenn aber der Mann, der schon viele schlechtere Zeiten ausgedauert und bei dem allgemeinen Unglück nichts zu gewinnen hat, diesen Klagen gleichgültig beipflichtet, wenn der Christ, anstatt sein Vertrauen auf die göttliche Vorsorge bei solchen Gelegenheiten vor Andern zu zeigen, sich den Schwachgläubigsten gleichstellt, wenn sogar der Patriot solche Klagen mit eben der Gelassenheit anhört, womit der Hofmann die hysterischen Zufälle einer Prinzessin aufnimmt, so geräth man in die Versuchung, zu glauben, daß die Vernunft ein überaus mäßiges Geschenk und das

Vergnügen zu klagen und beklagt zu werden, wovon sich sonst nur bequeme und unthätige Seelen hinreißen lassen, auch eine Leidenschaft des edlern Theils der Menschen sei.

Es ist eine große und wichtige Pflicht, den Grund oder Ungrund solcher Klagen zu untersuchen, ehe man mit einstimmt Sind sie nicht gegründet, welche Verantwortung ladet man sich nicht auf, wenn man dergleichen traurige Vorstellungen unbedachtsam mit ausbreiten hilft, die Einsicht der Obern zu unverdienten Nachlässen, womit nach einer nothwendigen Folge Andre wieder beschwert werden, verleitet, die Polizei irre macht, den fleißigen Handwerker drückt, den Wucher befördert, den freudigen Geber schreckt, und einen großen Theil seiner Mitbürger verführt, den Segen Gottes mit traurigem Undanke zu genießen? Sind sie aber gegründet, so ist es allemal auch ein unrühmliches Verfahren, die Zeit, wo man auf Rettungsmittel bedacht sein sollte, mit unnützen Klagen zu verlieren. In der Noth zeigt der Weise seine Größe, der Christ sein Vertrauen auf Gott und der Patriot Arbeit und Dauer; wenn Landplagen herrschen, so ist er froher, eine Thräne zu stillen, als tausend zu vergießen.

Wie viele sind aber unter denen, die bisher den Haufen der Klagenden vermehrt haben, welche sich rühmen können, den Grund oder Ungrund der Noth, womit uns alle hängenden Mäuler drohen, untersucht und nach eignen Erfahrungen geurtheilt zu haben? Wer Vorrath hat, macht die Noth groß, wer Mangel leidet, verringert sie, und die Einwohner der Städte, denen das mächtige Herz nicht im Busen schlägt, was den edlen Landmann bei muthigem Sinne erhält, verzagen entweder bei jedem üblen Anscheine, oder rechnen nur den Vortheil aus, welchen sie vom Steigen und Fallen zu erwarten haben. Wo findet man also den unparteiischen Zeugen, wenn man nicht aus eigner Erfahrung urtheilen kann?...

16.

Die moralischen Vortheile der Landplagen.

1772.

„O wenn doch erst Ostern, wenn nur erst der lange Winter vorüber sein möchte!“ sagte im vorigen Herbste ein Heuermann zu mir, der für sich, seine Frau und sieben Kinder nicht so viel geerntet hatte, als er bis Martini gebrauchte, dem sein gesäeter Lein nicht aufgegangen war, und den die vorjährige Theuerung bereits außer Stand gesetzt hatte, seinem Wirthe die letztverschienene Heuer zu bezahlen.

Nun sprach ich gestern zu ihm: „Ostern ist da und der lange Winter vorüber, und ich sehe, Ihr lebt doch noch mit Eurer Frau und allen Euren Kindern! ich glaube zwar wol, Ihr habt Euer Brod sauer erworben, aber es wird Euch auch nie so gut geschmeckt haben, als diesen Winter, da es das Narste war, was ihr hattet.“

„Jawol ist es mir sauer geworden,“ antwortete er, „Sie sehen meine ganze Hütte ledig, meine Frau und Kinder nackend und mich entkräftet, so sauer ist es uns geworden. Der Flachs, den wir noch hatten, war bald aufgesponnen; das Pfund Brod galt ein Stück Garn, und unser waren nur drei, die spinnen konnten und neun, die essen wollten. Zur Arbeit außer dem Hause war keine Gelegenheit, und wie Weihnachten herankam, war unser Flachs versponnen und verzehrt; ach, ihr traurige Weihnachten! Meine Frau hatte ihre Röcke und Mützen bereits versetzt; wir konnten nicht zu Gottes Kirche gehen. Sonst war nichts im Hause, woraus wir einiges Geld hätten lösen können, außer einer Kuh, ich wollte sie wegführen, sie zu verkaufen. Aber meine Frau und Kinder hielten sie fest umarmt und wir schrien Alle und standen so eine lange traurige Weile. Endlich ging ich fort, um

den Jammer nicht länger zu erdulden. Ich ging zwei Stunden in der Absicht, die Meinigen nicht Hungers sterben zu sehen. Aber es war immer, als wenn mich sechs Pferde zurückzogen; ich mußte wieder zu den Meinigen, und nun kam ich an einem angefüllten Backofen vorüber, und die Noth, der süße Geruch und die Gelegenheit machten mich zum Diebe. So sauer ist es mir geworden! Bei diesem gestohlenen Brode feierten wir unser Christfest. Aber nun stand ich des Morgens vor Tage auf, nahm meine Kuh und brachte sie dem Manne, welchem ich das Brod gestohlen hatte. Mit tausend Thränen bekannte ich ihm meine That, und der Mann, den ich als einen harten und geizigen Mann gekannt hatte, gab sie mir wieder und einen Scheffel Roggen dabei. Seitdem hat mir mein Wirth, dem ich die vorjährige Heuer noch schuldig bin und den ich vorhin nicht ansprechen mochte, weil er selbst nichts übrig hat, ausgeholfen. Ach Herr! es gibt doch noch Mitleiden in der Welt, es gibt noch heimliche Tugenden, die man nur zur Zeit der Noth erkennt!"

Die letzte Anmerkung des guten Mannes gefiel mir. „Was wollt Ihr aber nun anfangen?" fuhr ich fort.

„Ich muß jetzt nach Holland," sagte er, „um so viel zu verdienen, daß ich meine Schuld bezahle. Aber ich habe kein Reisegeld, und da ich von Allen, die ich kenne, schon so viel Gutes empfangen, so mag ich Keinen darum ansprechen; ich muß also doch meine Kuh ...." Hier konnte er vor Schluchzen nicht weiter reden und manche Thräne rollte von dem abgehärmten Gesichte. — „Und wer weiß, ob ich aus Holland wieder komme, da ich mich nach einem so traurigen Winter schwächlich finde und mich sehr werde anstrengen müssen, um nur erst so viel zu gewinnen, als ich für Korn und Heuer schuldig bin."

Ich gab ihm zu seiner Reise, zu seiner Erhaltung für seine Kinder, — und nun eilte ich, der heimlichen Tugend

nachzudenken, welche die Noth in manchen Herzen aufschließt. Wie groß, wie edel, dachte ich, hat sich bei der gegenwärtigen Theuerung nicht manches Herz zeigen können? Was für verborgne Quellen der Tugend hat die Noth nicht eröffnet? und wie vielen Dank sind wir der Vorsehung nicht für diese Prüfung schuldig?

Lange glückliche und wohlfeile Zeiten schläfern den Menschen endlich ein; der Arme wird unerkenntlich, weil ihm leicht geholfen wird und die leichte Hilfe macht ihn nachlässig in seiner Arbeit. Der Philosoph spielt mit der besten Welt und der Staatsmann mit eitlen Entwürfen. Blos wollüstige Leidenschaften erheben sich aus der Ruhe und sinken nach einer leichten Befriedigung wieder dahin. Die Tugenden gehen mit den Complimenten ihren ebnen Weg; nichts zwingt zu Erfindungen und großen Entschlüssen, die öffentliche Vorsorge wird schlaff und Alles geht so gleichgültig wohl, daß auch selbst das größe Genie nur halb entwickelt wird.

Allein wenn die Noth hereinbricht, wenn die Gefahr Helden fordert und ein allgemeiner Ruf den Geist aufbietet, wenn der Staat mit seinem Untergange kämpft, wenn die Gefahr desselben sich mit jedem versäumten Augenblicke verstärkt, wenn die schrecklichste Entscheidung nur mit der großen Aufopferung abgewandt werden kann, dann zeigt sich Alles wirksam und groß; der Redner wird mächtig, das Genie übertrifft seine eigene Hoffnungen, Muth und Dauer begeistern den Freund, Herz und Hand öffnen sich mit gleicher Fertigkeit, Ausführungen folgen auf Entwürfe und die Seele erstaunt über ihre eigenen Kräfte. Sie findet in sich unbekannte Tugenden, erhebt sich und findet neue, und entdeckt auf ihrer Höhe die erweiterten Grenzen ihrer Pflichten. Die vorhin in ihrer Ruhe angebeteten Größen verschwinden unter ihrem Fluge und der Mensch zeigt sich als ein der Gottheit würdiges Geschöpf.

Wie mancher Same der Tugend käme vielleicht nie zum Keimen und noch weniger zur Reife, wenn Noth und Unglück nicht wären? Wie Vielen hat der Anblick eines abgezehrten Armen ihr eignes Herz bekannt gemacht? Und wie manchen Armen hat nicht der Hunger mit Gefühl, Dankbarkeit und Begierde zur Arbeit beseelt, wovon er vorhin nur schwache Anfälle hatte? Sollten nicht auch viele unsrer Landleute den Werth der Mäßigkeit und Sparsamkeit besser als vorhin eingesehen und manche eine Menge von Sachen zu entbehren gelernt haben, welche ihnen sonst durchaus nothwendig schienen? Ich erwähne jetzt nichts von dem politischen Nutzen der Landplagen, er wird zu einer andern Betrachtung führen.

Wie nützlich, wie lehrreich, sowohl für das Herz, als den Verstand ist also nicht die jetzige Theuerung? Die gütige Vorsicht scheint es mit Fleiß so geordnet zu haben, daß dergleichen wenigstens eine in jedes Menschen-Alter fallen muß. Ohne diese Erweckung würden Viele ein sehr dummes Leben führen. Zwar gibt sich der feinere Theil der Menschen Mühe genug, häufigere Strafen des Himmels zu verdienen, und wenn er hieran nicht genug hat, sich selbst zu quälen. Allein dessen Gefühl bedarf auch der wenigsten Erweckungen, und der Himmel braucht eben kein Land zu strafen, um einige wenige Thoren zu züchtigen. Zu groß oder zu fühllos, um bei einem allgemeinen Unglück zu leiden, überläßt er sie ihrer marternden Einbildung.

17.

Die liebenswürdige Kokette, oder Schreiben einer Dame vom Lande.

1772.

Lachen Sie nicht, mein Schatz, wenn ich Ihnen sage, daß ich im Ernst anfange, kokett zu werden. Seit einem

halben Jahre, daß ich jetzt wieder auf dem Lande bin und täglich eine Menge von Armen und Elenden sehe, thue ich fast nichts, als Herzen rühren, Thränen erwecken, entzücken und bezaubern. „Den will ich einmal recht heulen lassen," sagte ich gestern zu meinem Manne, der gar nicht wußte, was ich wollte, und flog auf den Platz, um einen alten armen Mann, der kümmerlich nach meinem Fenster sah, selbst zu sprechen. Ich hörte ihm recht freundschaftlich zu; fragte nach allen kleinen Umständen, die ihn drückten, beklagte ihn bei jeder Stufe seines Unglücks, gab ihm erst etwas für seine Frau, dann für seine Kinder und befahl zuletzt meinen Leuten, ihm zwei Scheffel Roggen und ein Glas Branntwein zu geben. Hier hätten Sie sehen sollen, wie dem guten Kerl die Thränen in feurigen Kugeln von den Wangen herunterrollten; er fing an zu schluchzen, und nie habe ich die feinste Liebeserklärung mit solcher heimlichen Wollust genossen, als die Dankbarkeit dieses Greises.

Wie er wegging, kam ein Andrer mit einem Arme. „Guter Freund," sagte ich zu ihm, „wo habt Ihr Euern einen Arm gelassen?" Hier ließ ich ihn seine Heldenthaten erzählen, wie er unter dem Herzog Ferdinand gefochten, wie er im Felde acht Tage lang oft nichts, als Kartoffeln aus der Asche gegessen, und doch niemals so so sehr gehungert hätte, als jetzt. Ich fragte ihn nach Allem, was er von dem Herzoge wußte, und freute mich, daß seine Augen immer heiterer wurden, je mehr er von ihm sprach. Durch alles Fragen, Loben und Bedauern, wobei ich ihm zuletzt mit einem unempfindsamen Blicke sagte: „er wäre wol in seinen jüngern Jahren ein hübscher Kerl gewesen," und ihm darauf einen Dukaten in die Hand drückte und einen Scheffel Roggen zu geben befahl, setzte ich den Mann in eine solche Entzückung, daß er mir mit einem Eifer, den ich an einem Prinzen Unverschämtheit genannt haben würde, auf die Hand fiel,

und solche küßte, ehe ich sie wegziehen konnte. Fi! werden Sie sagen, sich von einem Bettler die Hand küssen zu lassen! Je nun! es ist geschehen und die Erinnerung macht mich nicht roth.

Zwanzigmal gebe ich aber armen Frauensleuten einige Groschen, ohne in die Versuchung zu gerathen, mit ihnen ein bischen zu wimmern und zu seufzen und ihnen Thränen der Dankbarkeit abzulocken. Mein Mann legt dieses als die offenbarste Probe meiner Koketterie aus, und ich weiß selbst nicht, was ich dazu sagen soll, daß mich eine männliche Thräne mehr rührt, als tausend weibliche. Es sei aber Koketterie oder geläuterte Eitelkeit, wie Sie das Mitleiden wol eher genannt haben, so bin ich dergestalt darauf gekommen, daß ich alles Geld, was ich nur ersparen kann, zu Befriedigung dieser meiner Phantasie anwende, und selbst eine große Prinzessin nicht betrauert habe, um mir dafür das süße Schauspiel der empfindlichsten Dankbarkeit von sechs Armen zu verschaffen.

Doch verschmähe ich auch das Vergnügen nicht, bisweilen einem Dutzend armer Hexen eine dankbare Rührung abzujagen und mich daran zu ergötzen. Vor acht Tagen kam mein Kammermädchen ganz außer Odem gelaufen und rief: — „Gnädige Frau, Gnädige Frau!“ — „Nun, Charlotte?“ — „Ja auf dem Boden!“ — „Nun was denn auf dem Boden?“ — „Da, da liegt noch eine ganze Kammer voll Flachs und die armen Leute haben nichts zu spinnen, weil leider auch der Flachs im vorigen Jahre nicht gerathen.“ In meinem Leben habe ich keine angenehmere Zeitung gehört; ich lief mit dem Mädchen auf den Boden wie eine Närrin, hielt allen meines Mannes Tanten und Großtanten, die den Flachs gesammelt hatten, eine Standrede und man mußte mir denselben miteinander in die Scheuer bringen. Hier ließ ich alle Weibsleute aus dem Dorfe zusammenkommen und theilte den Flachs ungewogen und ungezählt unter sie aus. Nun, das war

eine Freude! Aber denken Sie! Die guten Weibsen bringen mir das Garn dafür wieder und verlangen kein Spinnegeld, nachdem ich sie bereits mit Korn versorgt habe. Ist das nicht auch süß? und kann diese schmeichelhafte Dankbarkeit, ohnerachtet sie nicht von Männern kommt, nicht immer mit angenommen werden? Der Begierde, zu gefallen, entwischt nichts, und selbst meinen Vogel habe ich doppelt lieb, weil er mir und keinem Andern zufliegt.

Ich habe mir schon viele sonderbare Ergötzungen auf dem Lande gemacht. Wie ich vor vier Jahren meinen Mann heirathete, wählte ich mir an meinem Hochzeitstage sechs arme Jungen und sechs arme Mädchen aus, ließ sie auf eine ganz besondre Art kleiden, und ihren Unterricht damit anfangen, daß sie hübsch englisch tanzen lernen mußten. Mein Einfall war damals, den Kleidungen und Köpfen unsers Landvolks eine ganz neue Wendung zu geben, und jene zwölf armen Kinder zu einem solchen Muster zu bilden, welches die Kinder der Reichen im Dorfe einmal gewiß nachahmen sollten. Anfangs hielt man mich für eine Erznärrin. Nachdem man aber allmählich sah, wie gut ich diese armen Kinder in allen Arten ländlicher Arbeit unterrichten ließ, und wie flink meine Mädchen in kurzen Röcken auf dem Felde und im Stalle wurden, so fing Jeder an zu stutzen, und nun, da ich auch mit geringen Leuten schwatze, mit ihnen klage, und ihnen dann Korn und Flachs gebe, so bin ich ihr Engel; ich sehe nichts, als gerührte Leute, und was ist aller Schmuck der Felder, aller Gesang der Nachtigallen gegen das Vergnügen, vergnügte Leute zu machen?

Ueberbringerin dieses ist eins von diesen meinen Kindern, so nenne ich sie noch immer. Lassen Sie dieselbe einmal das Vieh melken, oder eine Butter zurecht machen. Eine fertigere, reinere und nettere Art zu arbeiten müssen Sie in Ihrem Leben nicht gesehen haben. Etwas Koket-

terie spielt zwar schon aus dem Fuße; das thun aber die weißen Strümpfe, so die Mädchen sich selbst knütten und die sie durchaus tragen müssen, weil ich den Glauben habe, daß ein hübscher weißer Strumpf allemal den größten Einfluß auf die moralische Bildung des Menschen habe. Sie erinnern sich noch wohl des witzigen Philidors, er hatte keinen Verstand im schwarzen Strumpfe.

Ist das nicht Philosophie? Aber mein Schatz, wann wollen Sie zu uns kommen? Ich hoffe doch nicht, daß Sie das Land fliehen, um den Klagen der Nothleidenden auszuweichen? Diese Ursache fällt bei mir weg. Bringen Sie allenfalls einige hundert Thaler, die Sie sonst auf Moden verwenden würden, in ihrem grünen Beutel mit, wenn Sie Lust haben, an meinem rührenden Lustspiele Theil zu nehmen, und ich verspreche Ihnen, Sie sollen dafür tausendmal mehr Schmeicheleien zu hören bekommen, als in der Stadt, und wahrhaftig von Leuten, die ganz anders empfinden, als Alles, was sonst das Glück hat, sich Ihrem Fußschemel zu nahen und dort seine Huldigung in gehöriger Entfernung auf den Knieen zu leisten. Der Greis mit dem Barte, mit den dicken rollenden Thränen und der zitternden Sprache der Dankbarkeit, was ist das für ein Liebhaber gegen alle Ihre hohen Frisuren mit angehängten Menschenkörpern! Addio carissima!

N. S. Ich weiß nicht, ob Sie den neuen Guckkasten schon gesehen haben, worin man durch das eine Glas Alles so sieht, wie es ist, und durch das andre, wie es sein sollte. Ich habe sonst eben einen aus England bekommen. Durch das erste Glas sieht man unter andern ein prächtiges Schloß im besten gothischen Geschmack, mit Graben, Thürmen und Obelisken geziert, viele beißende Hunde und verhungerte Bettler vor dem Thore, umher eine Menge verfallener Strohhütten und eine Kirche mit herabhängenden Sparren; das Land schlecht gebaut, die Nachbarn mißvergnügt, und mit einem hämischen Blicke

auf jede Gelegenheit lauernd, dem stolzen Besitzer dieses, den Armen und Nothleidenden unzugänglichen Palastes einen heimlichen Schaden zuzufügen. Das andre Glas zeigt eine leutselige Ehefrau vor ihrer offnen Thür, wie sie dem Einen guten Rath, dem Andern Hilfe gibt; ihr Haus ist wie sie, edel und anständig und von einer Menge schöner Häuser umgeben, die wohlhabenden Einwohnern zugehören müssen. Ueberall sieht man die Freude und segnende Augen, welche mit einem dankbaren Blicke nach der guten Frau winken. Dort tragen hundert Arme Korn vom Hause weg, hier fahren jubelnde Knechte tausend Fuder wieder hinein....

Glauben Sie mir, mein Schatz, daß ich recht gesehen habe. Eine Frau war es, obgleich mein Mann mir den Kasten verschoben, und ein rechtes Fratzengesicht, woraus man zur Noth einen Mann machen könnte, vorgerückt hat.

18.

Schreiben über die Cultur der Industrie.

1771.

Sie wollen eine Fabrik anlegen, und dieses unter den Augen einer neugierigen und vorwitzigen Menge! O sparen Sie doch Ihr Geld und Ihre Gesundheit! Wer in dergleichen Unternehmungen glücklich sein will, muß keine Aufmerksamkeit, keinen Vorwitz erwecken. Er muß lange in dunkler Stille arbeiten, viele vergebliche Versuche, viele falsche Unkosten und manchen heimlichen Verdruß ausdauern, ehe er die Blendungen fortreißen und sein neues Gebäude öffentlich zeigen darf. Thut er dieses nicht, so wird er ein Märtyrer seiner Empfindlichkeit; die Eitelkeit, dieses allgemeine Ingrediens unsrer Handlungen, führt ihn von dem mühsamen Wege auf den geschwindern, von dem richtigen auf den glänzenden, und — kurz er athmet

den fabricirenden Fürsten oder ihren jungen Kammerräthen nach, die das geschwinde und laute Lob der leichtfertigen und schmeichelnden Menge dem stillen Segen der Nachwelt vorziehen; die eine Fabrik zur Zeit der Frühlingssaat anlegen und in vierzehn Wochen die Gerste aus dem Sacke und wieder darin haben wollen.

Ich erinnere mich immer mit Vergnügen der Frau, die ein Soldat aus Brabant mit sich brachte. Sie machte die schönsten Spitzen und hatte zwei kleine Kinder, die sie nichts Anderes und auch nichts Besseres zu lehren wußte. Die Nachbarstöchter in dem deutschen Dorfe, wo sie sich niederließ, sahen es anfänglich mit Verwunderung an und wünschten ihren Gespielinnen gleich zu kommen. Ihre Mütter schickten sie endlich zu ihr in die Schule, und in Zeit von dreißig Jahren waren alle Mütter des Dorfes schon wieder Klöpplerinnen, die ihre Kinder zu gleicher Arbeit gewöhnten. Jetzt werden daselbst die schönsten brabantischen Spitzen gemacht, und dieses ist, meiner Meinung nach, die wahre Art, den Geist der Fabrik zu verpflanzen. Wo ist aber der große Herr, der die Geduld hat, so lange auf den Erfolg seiner Anstalten zu warten?

Glauben Sie aber nicht, daß ich dergleichen fürstliche Unternehmungen tadle. Nein, ich lobe sie, weil von den Trümmern ihrer Anstalten insgemein noch etwas zurück bleibt, was nach langen Jahren wiederum zu einem neuen Gebäude versammelt wird, allein ein Privatmann kann auf diese Art nicht verfahren. Jener kann auf eine rühmliche Art bei solchen Unternehmungen verlieren, ja er sollte billig allezeit verlieren, weil es seine Sache nicht ist durch Fabriken zu gewinnen. Allein dieser schadet sich und schreckt Andere von ähnlichen Unternehmungen ab, wenn er Sachen mit dem Scheine des besten Eifers anfängt und dennoch dabei zu Grunde geht. „Hat dieser es nicht zu Stande gebracht,“ sagt die unerfahrene Menge, „wer wird es dann wagen dürfen?“

Ueberhaupt aber muß ich Ihnen sagen, es ist ein wunderliches Ding mit Verpflanzung der Fabriken. Unsre alten Linnenhändler sagen, sie wollen es jedem Stücke Linnen ansehen, in welchem Dorfe es gemacht ist; ja ich habe einen Garnhändler gekannt, der einige hunderttausend Stück Garn des Jahrs versandte und die Hand der Familie, welche es gesponnen hatte, eben so gut zu unterscheiden wußte, als man die Schrift eines Menschen von des andern unterscheiden kann. Der Aufseher über eine Galerie von Gemälden, der die Werke von hundert Meistern zu unterscheiden weiß, war ein Kind gegen den Garnhändler. Jeder Ort hat also eben so etwas Eigenthümliches in seinen Arbeiten, als in seinem Biere, welches von Andern nicht leicht nachgeahmt und nachgemacht werden kann. Vielleicht hat die göttliche Vorsehung auch hierin ihre Weisheit zeigen und nicht zugeben wollen, daß ein Land sich allein alle Künste zueignen solle. Dem sei aber, wie ihm wolle, es möge das Original von andern Ländern nachgeahmt, oder aber durch die Nachahmung eine neue Art von Originalen hervorgebracht werden können, so glaube ich doch, daß eine lange und mühsame Vorbereitung dazu erfordert werde, um eine neue Fabrik mit Vortheil anzulegen; ja, daß die Erziehung der Kinder, sowohl dem Geiste, als dem Körper nach, dazu eingerichtet sein und Gewohnheit, Sittenlehre, Vorurtheile, Exempel und viele andre Umstände zu dem glücklichen und dauerhaften Fortgange derselben mitwirken müssen. Was für Mühe wandte Nicolini nicht an, um Kinder zur Pantomime zu bilden? Was ist dieselbe aber in Vergleichung des starken Exempels, des beständigen Anführens und der unaufhörlichen Versuche, wodurch Kinder in den Nähnadelfabriken zu der ihnen eignen Fertigkeit gebracht werden? Jene fällt freilich mehr in die Augen, aber diese ist unbemerkt unendlich. Wie viel heimlicher Einfluß muß auf die Kinder wirken, welche zu Gütersloh von ihrer zartesten

Jugend an das Garn zu den brabantischen Spitzen spinnen. Wie viel eigenthümliche Handgriffe muß das Dorf Brokhagen im Ravensbergischen haben, welches den Flachs dazu bereitet, da es ihm kein ander Dorf hierin gleich thun kann? Was für eine eigenthümliche Beschaffenheit muß der Boden um dieses Dorf haben, da auch der Hanfsame, welcher dort fällt und hier von Kennern um ein Drittel höher, als der Zwollische bezahlt wird, einen Hanf liefert, der unendlich feiner und seidenhafter verarbeitet werden kann, als aller übrige? Was für ein früher und starker Eindruck gehört dazu, um den Wollenspinnern jeden Unterschleif mit der Wolle als die größte Sünde einzubilden? Wie früh wird das Ohr des künftigen Virtuosen gewöhnt? Welch eine Reihe von Jahren arbeitet er, um seine Finger, seinen Arm und sein ganzes Gefühl zu bilden? Wie anhaltend sind seine Bemühungen? Und wenn solche frühe, starke und große Studien dazu erfordert werden, um geschickte Leute in jeder Kunst zu bilden, wenn der Einfluß so vieler Exempel, wenn eine beständige Gewohnheit, wenn eine ordentlich darauf eingerichtete Sittenlehre nöthig ist, um diese Nation mit Lust auf die See und jene singend in die Bergwerke zu führen, ja, wenn man dem Volke, was zu einer besondern Art von Arbeiten auf zeitlebens gewidmet sein soll, mit Hilfe der Erziehung gleichsam alle andre Sinne nehmen und ihm nur den einzigen, den es gebraucht, lassen muß, um es zu einem beständigen Sclaven seines einzigen Berufes zu machen, um ihm die Geschicklichkeit, die Lust und die Kräfte zu benehmen, jemals ein ander Handwerk ergreifen zu können, und um es solchergestalt zu zwingen, ewig in seinen Fesseln zu bleiben, wie darf man denn von neuen Fabriken, an Orten, wo solche gar nicht zu Hause sind, wo noch Keiner durch Erziehung, Gewohnheit und Noth gezwungen ist, Arbeit bei der Fabrik zu betteln, wo die ganze Denkungsart der Einwohner noch nicht dazu ge-

wöhnt ist, alles auf den großen Punkt zu leiten; wie darf man hier, sage ich, das erwarten, das leisten und das unternehmen, was an andern Orten, wo alle obige Vortheile den Fabrikanten zu statten kommen, schon längst vorbereitet ist und nur auf die Hand eines Verlegers wartet?

Glauben Sie aber nicht, mein Werthester, daß ich Sie dadurch von Ihrer Unternehmung abschrecken wolle. Meine Absicht geht blos dahin, Sie vor dem Fehler unsrer heutigen Fabrikanten zu warnen, die insgemein mit einem prächtigen Gebäude den Anfang machen und ehe es fertig, schon halb ermüdet sind, die Alles sogleich mit fremden Händen und vollem Lohne zwingen wollen, und die Jahre nicht erwarten können, worin der ausgestreute Same an ihrem Orte keimen, aufgehen und zur Reife gelangen kann. Nur alsdann erst, wenn einheimische Kinder unter der Anführung von Fremden gebildet und diese Kinder erst wiederum ihre eigne Kinder gezogen haben, wenn das neue Geschlecht nichts Anderes gesehen und gelernt und sich nothdürftig vermehrt hat, wenn dasselbe den Verleger als seinen Vater betrachtet und sich um die Wette beeifert, besser und wohlfeiler zu arbeiten, wenn bei ihnen die Arbeit zum Bedürfniß, der Fleiß zur Ergötzung, die Noth zum Zuchtmeister geworden ist; wenn die Ernährung der Faullenzer nicht mehr Barmherzigkeit heißt, und Keiner, als Einer, der bei der Fabrik unvermögend geworden ist, Anspruch auf Mitleid und Unterstützung macht; wenn die erlernte Kunst sich mit der einheimischen Art hauszuhalten erst völlig vereinigt hat, wenn die Weiber und Kinder alle Zwischenräume der Haushaltung mit einschließen; wenn die Kinder bei ihren frühen Beschäftigungen das ewige Fressen vergessen und den Bauch nicht immer zum Schaden des Kopfs hervortreiben, dann stehet ein Verleger auf seiner Höhe, regiert sein Volk und bezwingt die reichsten Staaten mit fleißiger Armuth. Dann kann er

eine Fabrik auf die andre impfen, vom Leichtern zum Schweren übergehen, und die rohe Waare, welche in einer Art von Fabrik immer noch mit einigem Schaden genutzt wird, in mehreren mit allen möglichen Vortheilen gebrauchen.

Uebereilen Sie sich also nicht in der ersten Anlage; legen Sie den Grund dauerhaft und langsam; fahren Sie stille und unbemerkt fort, und erwarten den Erfolg Ihrer Bemühungen nicht eher, als bis er sich nach dem ordentlichen Laufe der Sachen darbietet.

19.

Gedanken über die Abschaffung der Feiertage. *)

1772.

Die Kirche ist eine gütige Mutter, die ihren Kindern Freuden erlaubt, wenn sie solche mit Dankbarkeit genießen und sie ihnen auch wieder entzieht, wenn sie erfährt, daß sie entweder gemißbraucht oder schädlich werden. Diese liebreichen Gesinnungen hat sie von ihrem ersten Ursprung an bewiesen, sie hat manches Fest verordnet und auch wiederum abgestellt, nachdem es die Bedürfnisse ihrer Kinder erfordert, und dieser ihre Pflicht ist es, ihre Weisheit, sowohl im Geben, als im Nehmen zu verehren.

Da sehr Viele dieses nicht genug erkennen, und unsre gegenwärtigen Zeiten, die noch kein einziges Fest zur Freude verordnet, wol aber viele abgeschafft haben, einer besondern Härte beschuldigen, so wird es vielleicht Manchem zum Troste und zur Beruhigung gereichen, wenn wir über die mütterliche Oekonomie, welche die Kirche mit ihren Festen von Zeit zu Zeit gehalten, eine kurze Betrachtung anstellen und solche unsern Lesern vorlegen.

*) Bei Gelegenheit der sowohl für die Evangelischen, als Katholischen im Stifte Osnabrück aufgehobenen Feiertage.

Die Feste, welche wir bis dahin gefeiert haben, sind nicht alle von Anfang an und auch nicht alle sogleich von der ganzen Kirche gefeiert worden. Das Fest der heiligen Dreifaltigkeit ist zuerst im zwölften, das Frohnleichnamsfest im dreizehnten und das Fest der Heimsuchung Mariä im vierzehnten Jahrhundert, sowie andre früher oder später eingeführt, und erst nur in einigen, nachher aber in mehreren Ländern gefeiert worden. Das Heil der Menschen war hierin der Kirche einziger Führer, und nachdem eine außerordentliche Gefahr überstanden, oder die Kirche eines besondern göttlichen Schutzes genossen hatte, oder auch nachdem es Zeit, Sitten und Umstände nützlich und nothwendig machte, verordnete sie Feste und erlaubte demjenigen, der es thun konnte, seine ganze Zeit in heiliger Freude zuzubringen. Nach ihrem Wunsche möchte unsere ganze Lebenszeit nur eine Feier und unsre Beschäftigung nichts, wie gottgefällige Freude sein.

Allein, so lieblich auch diese ihre Wünsche sind, so hat sie sich doch oft durch eine noch höhere und edlere Liebe bewogen gesehen, ein Fest wiederum einzuziehen, was sie unter andern Umständen und in andern Zeiten verordnet hatte. Andre Religionen haben die Knechte arbeiten lassen, wenn sie den Herren einen Feiertag machten. Allein die christliche Kirche, welche allen Menschen, ohne Unterschied des Standes, ihre Wohlthaten mittheilt, und den Knecht wie den Herrn als ebenbürtige Kinder aufnimmt, gebietet Feiern für Alle, und sobald sie diesen großen Endzweck hatte, sobald sie Reichen und Armen, Wein- und Ackerbauern, Hirten und Jägern eine gleiche Güte zeigen wollte, sobald sie die Einwohner fruchtbarer und unfruchtbarer, schwach und stark bevölkerter, heißer und kalter Gegenden einerlei Feiern theilhaftig zu machen wünschte, so war es auch eine stillschweigende Bedingung ihrer Weisheit und Güte, daß sie sich nach den verschiedenen Bedürfnissen der Zeiten, Länder und Menschen richten wollte. Der Arme

muß mehr arbeiten, als der Reiche; ein bevölkerter Staat mehr, als ein unbevölkerter, wo Wenige von Vielen leben; der Ackersmann mehr, als der, so von der Viehzucht lebt; der mit Steuern beschwerte mehr, als der es nicht ist; in wärmeren Gegenden fällt die häufigste Arbeit auf andere Tage, als in kälteren; der Weinbauer kann feiern, wenn der Schnitter schwitzt. In einer Reihe von glücklichen und ruhigen Zeiten können Feiertage eingeführt werden,*) die in harten und theuren Jahren schädlich sind. Einreißende Mißbräuche können zur Verminderung solcher Feiertage führen, die eine reine Andacht ehedem geheiligt hatte, und ein herrschender Unglaube kann die Kirche bewegen, gewisse Lehrsätze an eignen dazu bestimmten Tagen in mehrerer Erbauung zu halten, die nach einer glücklichen Sinnesänderung der Menschen überflüssig werden. Alle diese aus der göttlichen Oekonomie unter den Menschen hervorgehenden Umstände hat die Kirche zu jeder Zeit erwogen, danach besondre und allgemeine Feiertage verordnet, und sowie die Umstände sich verändert, solche auch wiederum abgestellt. Sie ist hierin der göttlichen Weisheit gefolgt, die Vieles im alten Bunde verordnet hatte, was sie im neuern unter andern Umständen billig verändert hat.

Daher finden wir schon in den ältesten Zeiten Spuren von eingegangenen Feiertagen.**) Insbesondre aber klagten die versammelten Kirchenväter zu Costnitz im Jahre 1414 darüber, daß die mehrsten Feiertage nur zur Ueppigkeit verwendet und viele nützliche Arbeiten dadurch versäumt würden, und verordneten dieserhalb, daß verschiedene, insbesondere im Sommer, weil der Mensch sodann die mehrste Arbeit hätte und für den Winter sorgen müßte,

---

*) Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet auch schon der H. Bernhard Epist. 174 die Feiertage, wenn er schreibt: Patriae est, non exilii, haec frequentia gaudiorum, et numerositas festivitatum cives decet, non exules.

**) S. Geogr. Christian Neller in diss. I. de feriis §. 2. sq.

eingehen sollten. Die deutsche Nation beklagte die Menge der Festtage auf der Reichsversammlung zu Nürnberg vom Jahr 1522 mit lauter Stimme. Es sind deren so viel, sagte sie, daß der arme Ackersmann die Früchte seines sauern Schweißes, welche in der augenscheinlichsten Gefahr stehen, vom Regen, Hagel und andern Unglücksfällen verdorben zu werden, nicht zu rechter Zeit einernten kann, und dafür seine Zeit im Kruge üppig und müßig zuzubringen verleitet wird. Der damalige päpstliche Nuntius, der Cardinal Campegius gab diesen Klagen seinen Beifall und verschaffte auch wirklich eine Verminderung der Feiertage, die nach dem bekannten Interim vom Jahr 1548 noch weiter gehen sollte und wirklich von einigen Bischöfen, insbesondre aber von dem Erzbischof zu Trier weiter ausgedehnt wurde. Und vielleicht wäre man auch damals noch weiter gegangen, wenn außer andern Ursachen die vielen Steuern und Vertheidigungsanstalten, welche des Heiligen Römischen Reichs Unterthanen nachwärts übernehmen müssen, eine solche Verminderung damals eben so sehr, wie jetzt erfordert hätten. Ohne die höchste Noth schränkt die Kirche die Freuden ihrer Kinder nicht ein. Aber so wie nach dem Urtheil des Heiligen Bernhard, wenn Gott Landplagen und schwere Zeiten den Menschen zuschickt, Feier- und Festtage nicht sehr schicklich sind, so müssen sich auch die Feiertage vermindern, wenn die übrige Zeit nicht mehr hinreicht, die sich täglich mehrenden Lasten zu bestreiten. Traurig ist es freilich, wenn man die der Andacht und einer gottgefälligen Freude gewidmeten Tage vermindern muß, und wir haben Ursache, Gott zu bitten, daß er die Herzen der Großen auf Erden so leiten wolle, damit sie das ihnen anvertraute Staatsschiff nicht in beständigem Sturm führen und ihre Unterthanen zum unaufhörlichen Rudern bringen mögen. Allein ohne uns jetzt über die Strafbarkeit derjenigen zu beschweren, welche die mütterlichen Wünsche der Kirche vereiteln, so müssen

wir vielmehr die Nachsicht der letztern verehren und ihre Gelindigkeit bewundern, womit sie unsern Bedürfnissen entgegen kommt. Die Zeit kann kommen, wo sie uns einen Moses erweckt, der den doppelten Frohnen ein Ziel setzt und uns diejenigen Freuden wieder schenkt, welche sie uns jetzt unwillig entzieht. Uns kommt es aber nicht zu, die geheimnißvolle göttliche Führung der Menschen zu richten und mit Murren Wunder zu fordern. Alles, was wir für uns thun können, besteht darin, daß wir unsere überflüssigen Bedürfnisse einschränken, unsere Ausgaben dadurch vermindern, unsere Güter nicht verschulden und uns dadurch in den Stand setzen, unsere Steuern und Abgiften mit minderer Arbeit aufzubringen. Alsdann werden wir uns selbst Feiertage machen und unsre übrige Zeit Gott widmen können. Die Kirche wird dieses freiwillige Opfer freudig annehmen, und die weltliche Obrigkeit denen, die nach gethaner Arbeit feiern, ihre Freude zur nöthigen Ermunterung sehr gern gönnen.

20.

Das leichteste Mittel, um zu gefallen.

1773.

Man schreibt viel von der Kunst zu gefallen, und wenn jemals die Regeln Krücken gewesen, welche der Kranke gebraucht und der Gesunde verwirft, so ist es in dieser Kunst. Das ganze Geheimniß besteht in einem großen Verdienste und einem Loch im Strumpfe, oder um mich deutlicher zu erklären, man bemühe sich, der Erste in seiner Art zu werden und gebe dem Feinde einen und dem Freunde zwei Fehler preis. Der Neid des Erstern und die Phantasie des Andern wird durch dieses geringe Opfer befriedigt, und der Eine wie der Andre so sanft erhöhet werden, daß er sich selbst bei uns gefallen wird,

denn die Kunst, zu gefallen, besteht nicht sowohl darin, daß wir Andern, sondern Andere sich mit uns gefallen.

Ein vollkommner Mensch würde unerträglich sein und dieses aus sehr natürlichen Ursachen. Erstlich würden wir seiner Vollkommenheit einen Anspruch auf Vorzug und Bewunderung leihen, und dieses räumt unser theures Selbst ungern ein. Zweitens würden wir ihm keine Schwäche zeigen wollen, und in seiner Gesellschaft alle unsre Kräfte anspannen, um dieses zu verhindern. Niemand aber ist gern beständig in einer Staatskleidung und noch weniger in einer Staatslaune. Drittens würden wir gegen einen solchen Moidor nicht gern unsre Scheidemünze auskramen, und also in unsern eigenen Augen alberne Geschöpfe bleiben. Dies ist nun ein pro primo, pro secundo und pro tertio. Mehr Ursachen darf ein Pedant nicht haben.

Noch gefährlicher aber ist es, und dieses ist der gemeinste Fall, wenn wir Fehler haben und doch keinen einzigen zeigen wollen; wenn von der Fußsohle an bis zum leeren Scheitel Alles in der feinsten Ordnung erscheint. Da kommt die beleidigte Eifersucht mit ihrem scharfen Auge und richtet die Seele so viel strenger, je weniger der äußerliche Bau ihr einen Fehler preisgeben will. Sie bringt Gold, welches den Strich gehalten, unter die Capelle, und wehe dann dem armen Sünder, wenn er hier die Probe nicht hält! Wer gefallen will, muß, wohl zu verstehen, des Andern Narr werden. Er hat nur die Wahl über die Art.

21.

Johann seid doch so gut!

1774.

„Johann! Nun, wo bleibt der Kerl? Sofort lauft mir zu dem verfluchten Schuster, und sagt ihm, wo er

mir die Stiefeln nicht in Zeit von zwei Stunden ins Haus lieferte, so sollte er fünfzig Stockprügel haben, und du eben so viel, wenn du nicht läufst, was du kannst. . . ."

„Ja, Herr Hauptmann," sagte Johann, und ging, ohne eine Nerve mehr, als gewöhnlich, anzustrengen. Allein, indem er noch so ging, rief der Hauptmann: „Johann! bringt mir doch etwas Tabak mit." „Recht gern," versetzte dieser und ging etwas eilfertiger zu seinem Hute. In dem Augenblick, da er aus dem Hause gehen wollte, kam ihm der Herr nach und sagte mit einem sehr freundschaftlichen Tone: „Johann, Ihr könntet mir wol einen rechten Gefallen thun, wenn Ihr zu meiner Frau (diese war auf einem nahegelegenen Landgute) hinaus lieft und ihr sagtet, daß ich diesen Mittag einige gute Freunde mitbringen würde; Ihr müßt aber, wie Ihr wißt, in der Stunde wiederum hier sein."

Wer lief freudiger, als Johann? In weniger, als einer Stunde waren alle Aufträge verrichtet, ohnerachtet das Landgut beinahe eine Stunde von der Stadt lag, und der Hauptmann sah mit Verwunderung seinen Diener noch eher, als er ihn erwartet hatte, zurückkommen, ihn seinen Bericht mit Freuden abstatten, nach einer kleinen Lobeserhebung von seinem Herrn, verschiedene Bedürfnisse, welche die Frau Hauptmännin verlangt hatte, wiederum heraustragen, den Mittag unverdrossen aufwarten, den Nachmittag seine Geschäfte thun und in der Nacht zu Fuße neben seines Herrn Pferde nach der Stadt traben, anstatt daß er sonst gerade nur dasjenige that, was er thun mußte, so oft ihm sein Herr ohne Vorrede: „Johann thue das," sagte.

Der Oberst, welcher mit von der Gesellschaft gewesen war und die Unverdrossenheit des jungen Menschen bewunderte, bat den Hauptmann inständig, ihm diesen Bedienten zu überlassen; lange hätte er gewünscht, einen solchen Kerl zu haben, alles Gesinde, was er hätte, wäre

träge und faul und man müsse den Leuten Alles, was sie thun sollten, in's Maul stopfen, ohnerachtet er doch meinte, daß sie es besser bei ihm hätten, als sonst irgend wo in der ganzen Stadt und daß er ihnen den Lohn noch kürzlich verbessert hätte . . .

„Von Herzen gern," sagte der Hauptmann, „allein der Herr Oberst müssen mir Einen von den Ihrigen wieder überlassen, weil ich sogleich keinen Andern habe . . ."

Gut, der Wechsel wurde vollzogen; Johann kam zu dem Herrn Obersten und Peter, ein stockischer Maulaffe, zu dem Hauptmann. Kaum waren acht Tage vorüber, so führte der Oberst seine vorige Klage, und Johann, dem er doch seinen Lohn verbessert hatte, war nicht besser, als die übrigen. Peter hingegen wollte sich für den Hauptmann, der, ob er gleich bisweilen mit Stockprügeln drohte, allemal zu rechter Zeit ein gutes Wort gab, zu Tode laufen.

„Ich weiß nicht, wie Sie es in aller Welt anfangen," sagte der Oberst zu ihm, „daß Ihre Leute Ihnen so gut dienen; ich gebe den meinigen einen bessern Lohn, sie haben mehr Freiheit und weniger Arbeit, als bei Ihnen, sie erhalten überdem so viel Spielgelder, und doch . . ."

„O," erwiderte der Hauptmann, „daran liegt es Alles nicht. Der Mensch ist ein wunderliches Thier; sein Körper steht unter unsrer Fuchtel, aber seine Seele nicht. Wir können diese zwar auch nach unserm Gefallen regieren, aber dann wird sie immer enger und kleiner, und man kann Einem nicht befehlen, Witz und Verstand zu haben. Dieses sind Eigenschaften, welche wir in Andern auf mancherlei Art erwecken, nähren und unterhalten müssen. Wenn ich zu meinem Koch sage: „schaffe mir eine Pastete," so schafft er mir eine, dergleichen ich ihm alle Jahre eine mit allen Ungewittern in die Küche schicke. Sage ich aber: „mein guter Koch, macht mir doch einmal eine Pastete, so wie die Frau Oberstin gerne ißt, und so,

daß wir Beide Ehre davon haben," so können Sie glauben, der König hat sie nicht besser. Meiner Frau geht es mit ihrem Kammermädchen eben so. Ist die Hexe übler Laune, so sitzt meiner Frau das Zeug ordentlich und steif, aber nicht ein bischen gefällig, sie sieht aus wie eine Schuldigkeit in puris naturalibus. Meine Frau, die dieses weiß, versäumt es daher nie, ihr, so oft sie ein wenig glänzen will, schon früh Morgens ein gutes Gesicht zu machen, sie ihre liebe Lisette zu nennen und ihr Alles bittweise zu befehlen. Und dann lacht gewiß aus jeder Schleife, die sie ihr anlegt, eine Grazie. Dieses hindert aber nicht, daß sie nicht bisweilen, wenn meine Frau im Nachtzeuge bleiben will, das dumme Thier zum Henker schickt, und ihr sogleich das Haus zu räumen befiehlt, wenn sie es nicht besser verdient. Nein, dieses muß auch sein, man muß zu rechter Zeit das Böse mit dem Guten abwechseln lassen, wenn jedes die gehörige Empfindung erregen soll."

„Ei zum Henker," versetzte der Oberst, „wer kann mit den Menschen solche Capriolen machen? Ich befehle meinen Leuten trocken und gut, was sie thun sollen, bezahle sie richtig, gebe ihnen, was sich gebührt, auch noch wol zu Zeiten ein mehreres, und mehr kann ich nicht thun; ich habe andere Sachen zu bedenken, als mich mit dergleichen Kleinigkeiten abzugeben, und . . ."

„Aber Herr Oberst! wie macht es unser König? Dem Einen schreibt er: „Mein Herr General," dem Andern: „Mein lieber Herr General," dem Dritten: „Mein lieber Freund"; den Einen versichert er beim Schlusse seiner Gnade, den Andern umarmt er, den Dritten umarmt er von ganzem Herzen; bisweilen befiehlt er trocken, bisweilen gnädig, bisweilen gar freundschaftlich und zärtlich. Alles dieses thut er, um seinen Generalen neuen Eifer, schärfere Einsichten, muthigere Unternehmungen und gleichsam eine besondere Seele einzuflößen. Jeder ist schuldig, ihm zu dienen, jeder hat seinen Sold richtig, auch noch

wol eine gute Verbesserung. Allein um Verstand, Zutrauen und Liebe im höchsten Grade zu erwecken, um alle Kräfte in Bewegung zu bringen, macht er es wie eine schlaue Kokette, die ihres Liebhabers Beutel rein ausfegen will. Die hitzigen Liebhaber opfern Gut und Blut auf, und so will die Welt, so mein Koch regiert sein..."

Der Oberst schüttelte den Kopf; Johann ging seinen steifen Gang und that seine Pflicht; Peter ließ seinen Hut nach der neuesten Mode fassen und that, was er immer konnte. Dabei aber aß der Hauptmann allezeit gute Pasteten und die Frau Hauptmännin war ganz allerliebst gekleidet.

22.

Schreiben einer Mutter an einen philosophischen Kinderlehrer.

1774.

„Mit einem Worte, ich mag Ihr ganzes Geschwätz von der Erziehung meiner Kinder nicht mehr hören. Die Gründe für die Tugend sind gut und meine Mädchen sollen sie auch fassen. Aber die Erfahrung lehrt mich, nicht Alles auf Gründe und Erkenntniß der Pflichten ankommen zu lassen. Die Natur hat uns Empfindungen und Leidenschaften gegeben, welche sowohl bei kleinen, als großen Kindern zu Nutzen sind, und ich sehe gar nicht ein, warum ich meine Mädchen nicht eben so gut durch ein: „Was werden die Leute davon sagen?" als durch eine Vorhaltung ihrer Pflichten zum Guten leiten soll. Wenn wir aufrichtig reden wollen, so müssen wir gestehen, daß bei jedem Menschen die Empfindung der Ehre am stärksten unter allen wirke, und daß die Ehre, eine ehrliche Frau zu sein und dafür gehalten zu werden, mehr Gutes thue, als die Pflicht, es zu sein.

Wenn mein ältestes Mädchen, was jetzt sechzehn Jahr alt ist, einen zärtlichen, obgleich noch sehr unschuldigen Blick auf einen jungen Menschen schießen läßt, so renne ich ihr, sobald ich sie allein fassen kann, mit einigen Sarkasmen zu Leibe. Da ist sie eine verliebte Thörin, der junge Mensch ein Laffe, der noch kaum der Ruthe entronnen ist; da frage ich sie, was diese und jene, so ihren zärtlichen Blick wahrgenommen, wol von ihr gedacht habe, und in welchen Ruf sie sich setzen werde, wenn sie schon so früh geschmeidig werde? — Auf diese Weise suche ich ihre ganze Ehrbegierde zu reizen, und wenn es dann auch Zeit ist, so halte ich ihr ihre Pflichten vor. Ich verlasse mich aber in der That mehr auf meine Sarkasmen und auf ihre Empfindungen von Ehre, als auf die Wirkung der übrigen Sittenlehren. Jede ehrliche Hausmutter wird Ihnen hierbei sagen, daß ich auf diese Art mehr ausrichte, und das zarte Alter meiner Kinder glücklicher zum wahren Alter der Ueberlegung durchführe, als alle die Hofmeister und Hofmeisterinnen, welche die fürstlichen Prinzen und Prinzessinnen mit kalten Vorstellungen aus der Religion und Sittenlehre unterhalten, und in diesem Jahrhundert eben nicht viel Ehre eingelegt haben.

Die große Mühe, den Kindern von Allem deutliche Begriffe zu geben, kann ich noch weniger billigen, so strenge auch unsere Neuern in dieser ihrer Forderung sind. Ein deutlicher Begriff kommt mir gerade so vor, wie eine Hafersuppe, worin man Wasser und Grütze, Butter und Salz völlig von einander unterscheiden kann. Aber ein dunkler Begriff ist wie ein Pudding von Miß Samsoe, worin die Masse vortrefflich schmeckt, ohnerachtet man nur eine kleine Vermuthung von allen einzelnen Ingredienzen bekommt. Jene wirket Ekel und dieser gleitet oft mit so vieler Wollust herunter, daß die Vorstellungen des Leibarztes nichts dagegen vermögen. Die ganze philosophische Moral scheint mir eine solche Hafersuppe zu sein, und es nimmt mich

gar nicht Wunder, daß Menschen, die blos durch deutliche Begriffe geführt werden, bei jedem Pudding gegen ihre Ueberzeugung handeln.

Einer unsrer großen Philosophen hat das Uebergewicht der dunklen Begriffe über die deutlichen auf einen solchen Pudding gegründet, und da es unwidersprechlich ist, daß eine größere Summe von Ingredienzen mächtiger wirkt, als weniger, und daß jene nothwendig minder deutlich geschmeckt werden können, als diese, so sehe ich gar nicht ein, warum man bei Erziehung der Kinder blos die Hafermoral gebrauchen solle.

Deutliche Begriffe helfen überdem allemal die Entschuldigungen erleichtern. Wenn ich mein Mädchen vor einem üblen Rufe zittern mache und ihre ganze Ehrbegierde dadurch in Flammen setze, so stürmen eine Menge von Begriffen und Folgen auf ihre Seele, welche sie mächtig dahin reißen. Erkläre ich ihr aber die Bestandtheile des üblen Rufes, sage ihr, woraus das Publicum, was den bösen Ruf gibt, bestehe, aus wie vielen alten Weibern dasselbe zusammengesetzt sei, wo die Grenze zwischen dem Wahren und Falschen liege und was wir für einen Werth auf das Urtheil des gemeinen Haufens zu legen haben, so wird sie meine Warnung zerlegen, stückweise auseinander setzen und mir zeigen, daß ich offenbar Unrecht habe, besonders wo ich blos eine unschuldige Handlung an ihr getadelt habe, und das ist durchaus der gewöhnlichste Fall, worin sich eine Mutter befindet. Die unschuldige Handlung, welche die nächste Stufe oder Gelegenheit zu einer bösen ist, muß schon mit einer üblen Vermuthung verfolgt und bestraft werden, um die Kinder vorsichtig zu machen. Ein junges Mädchen, das mit einer Mannsperson einsam und allein geht, kann sich mit ihm von Tugend und Religion unterhalten. Eine Mutter geht aber allemal sicherer, wenn sie ihnen eine schlimmere Materie unterschiebt und ihre Tochter mit keiner Entschuldigung hört.

Man solle dem Kinde, sagen Sie weiter, gar keine Unwahrheit, gar keine falschen Gründe sagen; dagegen habe ich nichts. Ist es aber nicht auch eine Unwahrheit, wenn man bittere Arzeneien in Süßigkeiten verbirgt und einem Kinde die Pillen vergoldet? Ist es nicht allemal eine Unwahrheit, wenn ich dem Kinde die Gefahr zu fallen oder zu ersaufen lebhafter und größer vormale, wie sie wirklich ist, oder ihm das Zahnausreißen zum Vergnügen mache? Meine Mutter sagte mir hundertmal: „Kind, laß die junge Katze gehen, es ist ein falsches Thier, sie beißt oder kratzt dich." Ich antwortete allemal: „Ach nein, Mama, es ist ein sanftes, possirliches und allerliebstes Thier, sie beißt mich nicht, sie streichelt mich nur." Wenn aber meine Tante mit einem erschrockenen und vielbedeutenden Gesichte rief: „Mädchen, laß die Katze gehen, ihre Haare sind giftig," flugs jagte ich sie weg, besah meine Hände, und wenn nur das geringste rothe Fleckchen daran war, so glaubte ich schon vergiftet zu sein. Meine Tante sagte eine Unwahrheit, aber diese rettete mir vielleicht ein Auge, welches eine böse Katze einer kleinen Verwandten von mir auskratzte. Dieses heißt jedem Alter seine Gründe, die es fassen kann, anpassen und das moralische Spielzeug oder die Wiegenmährchen da gebrauchen, wo es vergeblich sein würde, von Pflichten, deren Verbindlichkeit ein Kind nie mit der gehörigen Stärke fühlt, zu reden.

Alles, was Sie mir von dem Unterricht des Verstandes und der Besserung des Willens sagen, verwerfe ich nicht, nur müssen Sie den letzten nicht blos vom ersten abhängen lassen. Besuchen Sie alle Hausmütter auf dem Lande und bemerken Sie die Art, wie sie ihre Kinder erziehen. Keine einzige unter ihnen wird sich geradezu darum bemühen, ihren Kindern einen Begriff von der Moralität freier Handlungen zu geben. Jede wird nach einem practischen Gefühl die Hauptleidenschaft ihres Kindes zu seiner Besserung gebrauchen, und ihm blos den unmittelbaren

Schaden vormalen, den es von einer bösen Handlung hat. Diesen Weg hat sie die treue Erfahrung gelehrt; der unmittelbare Schade, sollte er auch in einer guten Züchtigung bestehen, wirkt näher und schärfer, als der entfernte, der durch Schlüsse herbeigeholt wird. In allen unsern Handlungen liegt zwar ein Schluß zum Grunde, aber es ist falsch, daß wir ihn allemal selbst machen. Der glückliche Mensch wird leichter und schneller geführt, als durch kalte Ueberlegungen. Die Leidenschaft, diese edle Gabe Gottes, führt ihn sicherer, als die aufgeklärteste Vernunft, und Leidenschaften geben Fertigkeiten, welche zur Zeit der Versuchung treuer aushalten, als das Urtheil, was nach Gründen gefällt werden soll.

Vielleicht übertreibe ich die Sache auf der einen Seite, aber Sie übertreiben sie gewiß auch auf der andern. Doch ich habe Ihnen heute genug gesagt, daher will ich das Uebrige ein andermal nachholen.

23.

Der alte Rath.

1774.

„Da liege so lange, bis ich dich wieder aufsetze," tagte Sidney zu seiner Brille, und warf sie unmuthig vor sich auf den Tisch, da sie seinen verdunkelten Augen nicht mehr die Dienste leisten wollte, die er vielleicht mit Unrecht von ihr forderte. In dem Augenblick trat sein Bedienter herein und meldete ihm eine Dame, deren Name nicht viel zur Sache thut, wenn sie auch Gertrud*) geheißen hätte. „Ich wollte, daß das Ungewitter alle Quälerinnen zum Henker führte! Sagt ihr, ich sei nicht zu Hause," war die

*) Der Kammergerichtsassessor von Ludolf bemerkt es irgendwo in seinen Observationibus, daß alle Damen, so am Kammergericht Processe gehabt, diesen Namen geführt. A. d. V.

Antwort, womit er den Bedienten fortschickte. Gelassen nahm er darauf seine Brille wieder auf und machte das Urtheil fertig, worum die Dame bitten wollte und woran er vorher gearbeitet hatte. Kaum hatte er sich in seinen Lehnstuhl zurückgelehnt, um eine Arbeit zu überdenken, die ihm sein Fürst aufgetragen hatte, so kam ein Hoflakai und forderte ihn nach Hofe. „Der Fürst denkt doch, ein ehrlicher Kerl habe Nichts zu thun, als hin und her zu laufen," murmelte er vor sich und eilte mit einem solchen Eifer, seinem Herrn aufzuwarten, daß er seine Brille darüber in Stücke warf. Der Fürst sprach ihn über die Sache, welche dieser bereits überdacht und wozu er den Plan schon völlig angelegt hatte; er konnte aber weiter Nichts aus ihm bringen, als: „Ihro Durchlaucht müssen Geduld haben." Bei seiner Zurückkunft begegnete ihm ein alter, unglücklicher Mann, den er vorher in bessern Umständen gekannt hatte, und der sich ihm furchtsam näherte. Mit einem wohlthätigen Eifer gab er ihm in der Geschwindigkeit alles Geld, was er bei sich hatte und das nicht unbeträchtlich war, begleitete es aber mit dem rauhen Segen: „Nun geht in Gottes Namen." Zu Hause fand er jetzt seine Brille auf der Erde, schalt auf die ewigen Zeitverderber, und vollendete die Arbeit seines Fürsten, obgleich die Brille vor dem einen Auge geborsten war. Es ward indessen Abend und seine liebenswürdige Nichte glaubte den Augenblick zu finden, ihn wegen ihrer Heirath, worin er schon längst gewilligt hatte, zu sprechen. Wie sie in sein Zimmer trat, erzählte er ihr die Geschichte von seiner Brille, und das mit einem solchen Eifer, daß das arme Mädchen das Herz nicht hatte, ihres Anliegens zu gedenken. Als sie endlich traurig weggehen wollte, rief er ihr nach: „A propos! Cousine, Eure Hochzeit wird bald sein, hier habt Ihr, was ich Euch vorerst mitzugeben gedenke, aber nun laßt mich mit allen Anstalten ungeschoren. Macht Alles so gut, wie Ihr könnt und wollt,

ich will es bezahlen, aber nun nichts mehr davon hören. Versteht Ihr mich?" Die arme Hexe ging furchtsam weg, sah, daß ihr der gute Onkel zehntausend Thaler zum Brautschatz geschenkt hatte, und durfte es doch nicht wagen, ihm dafür zu danken. Beim Abendessen faßte sie seine Hand und benetzte solche mit einer dankbaren Thräne. Zum Unglück für sie war er eben in einem wichtigen Project vertieft; er fuhr also auf, und wie er ihre Rührung sah, sagte er ihr weiter nichts, als: „Mach' ich es denn immer unrecht?" In der Eilfertigkeit, womit sie sich zurückzog, warf sie ein Glas Wein um, das vor ihr auf dem Tische stand. Hier forschte er mit der größten Sorgfalt nach, ob sie sich auch erschrocken, oder Schaden gethan hätte, beruhigte sie mit den freundschaftlichsten Worten, und erzählte ihr, um sie zu trösten, wie es ihm heute eben so mit der Brille ergangen wäre.... Der alte gute Rath!

24.

Der junge Rath.

1774.

Die feine Welt hat eine gewisse allgemeine Sprache, worin sie sich bei jeder Gelegenheit etwas Angenehmes und Gefälliges sagt. Der Einfältige spricht sie so gut, wie der Witzige, und man umarmt einen Feind, wie einen Freund, mit einer gewissen zärtlichen Manier, über deren Werth man sich völlig versteht. Es gibt aber in dieser feinen Welt noch Leute, welche diese Sprache und diese Manier besonders studirt haben, jeden Ausdruck ihrer Augen, jeden Ton ihrer Stimme, jeden Druck ihrer Hand, und was noch mehr ist, selbst einen guten Theil ihres Verstandes und ihrer Tugenden in dieses Geschäft übertragen und eine besondere Wissenschaft daraus machen.

Man kann dergleichen Leute nicht hassen, so lange ihr Betragen nicht aus Falschheit herrührt, man muß sie auch dulden, wenn es nicht ins Abgeschmackte fällt; bei dem Allen aber ist es doch das Zeichen eines kleinen Genies, so Vieles auf den blosen Ausdruck zu geben, und, anstatt sich Wahrheiten und Tugenden zu erwerben, nur immer den Grazien der Figur nachzustreben.

Selimor gehörte völlig in diese Klasse. Außer jener allgemeinen Sprache und den geläufigen Freundschaftsbezeugungen gegen alle seine Mitbürger in der feinen Welt, hatte er die Kunst, gefällig zu sein, auf's Höchste gebracht. Dorinde mochte vorlegen oder reden, so bezeugte ihr sein aufmerksames Auge, daß er alle ihre Gedanken und Bewegungen dankbar fühlte. Aus allen seinen Wendungen lächelte ihr eine sanfte Schmeichelei entgegen, und wenn der Fürst in den Hofsaal trat, so sprach die feinste Ehrfurcht aus jedem sanften Tritte, womit er den Boden des Zimmers berührte. Seine Stellung war der schönste Ausdruck einer liebenswürdigen Bescheidenheit, und alle Tugenden dienten seiner Begierde, der angenehmste Mann zu sein. Ohne Liebe und Freundschaft zu fühlen, wußte er die Spröde zu gewinnen und der Zärtlichen einen Seufzer abzulocken. Die Flatterhafte sah sich flüchtig nach ihm um, und die Ernsthafte verweilte gern bei ihm. Kurz, in der ganzen feinen Welt war kein Auge, das ihn durchschaute, er herrschte durch die Größe seiner Kunst über alle verfeinerten Geschöpfe, und entzog ihnen durch die Macht seiner Bescheidenheit den ganzen Umfang seiner Herrschaft. Wäre das menschliche Leben nur ein Rosenmonat gewesen, so würde Selimor als der vollkommenste Mann gestorben sein.

Aber nun stellten sich auch rauhe Winter ein. Der Fürst war in Schulden gerathen und überwarf sich mit seinem Kammerpräsidenten, einem würdigen und geschickten, aber trockenen Mann. Das Wohl des Herrn und

des Staats erforderte durchaus, diesen Mann beizubehalten, und Selimor wurde an ihn abgeschickt, eine Versöhnung zu stiften. Anstatt aber solche zu befördern, verdarb er die Sache, weil er die trockene Begegnung des Präsidenten für Grobheit aufnahm und das Herz des Fürsten immer tiefer verwundete. Selimor übernahm endlich auf Begehren des Fürsten die Kammersachen. Kaum hatte er solche ein halbes Jahr versehen, so war Alles in Verwirrung, weil weder Arbeit noch Dauer in ihm war, und die bloße Manier außer der Sphäre der feinen Welt den Mangel wahrer Verdienste nicht ersetzte. Die redlichen und natürlichen Beamten verloren die Hochachtung wie den guten Willen für den Mann, der weder Erfahrung noch Wissenschaft hatte. Einer von den geringeren Bedienten, dem der alte Präsident für seine zahlreiche Familie jährlich hundert Thaler aus seiner Tasche gegeben hatte, und den Selimor nun mit einem freundschaftlichen Lobe zu seinen betrübten Kindern schickte, hieß ihn einen Hofschranzen, weil dieser den Werth der Geschöpfe aus der feinen Welt nicht besser einsah. Der Militairstand, der in drei Monaten keine Zahlung gesehen hatte und seine Ungeschicklichkeit in Geschäften bemerkte, schalt ihn einen süßen Herrn. Die Hofdamen, welche das Ihrige auch nicht erhielten, fanden ihn nun sehr fade, und wie er Einer von ihnen einen kleinen Dienst mit aller der feinen Anständigkeit leistete, die er in seiner Gewalt hatte, zog diese ihm den Mann vor, der ihr rundweg ohne viele Frisur diente, und fand es abgeschmackt, daß sie für jede Kleinigkeit ein zugeschnittenes Compliment machen sollte. Eine Wittwe, welche die gerechteste Forderung an die Kammer hatte, und sich bei ihm melden ließ, ward nicht vorgelassen, weil er hörte, daß sie keinen guten Ton im Vortrag hatte, und der Fürst, der zuletzt von Allem, was vorging, auf das Genaueste unterrichtet wurde, bezeugte ihm eine völlige Verachtung.

Selimor, der so vielen Unglücksfällen nicht widerstehen konnte, entzog sich endlich der feinen Welt und starb, weil er Niemandem mehr gefallen konnte. Der einzige Hofbildhauer erbarmte sich seiner und setzte ihm ein Denkmal, woran Jeder die Draperie bewunderte, und die Figur, welche weder Größe, noch Charakter und Erfindung zeigte, mit Gleichgültigkeit ansah.

25.
Für die Empfindsamen.

1776.

Sie geben so manchen guten Rath aus, und zwar oft an Leute, die es nicht einmal verlangen, viel weniger erkennen, daß Sie mir hoffentlich auch eine Prise davon nicht versagen werden. Ich kann Ihnen dabei sagen, daß er für ein recht liebes junges Mädchen sein soll, bei welcher ich als Kammerjungfer manche gute und auch manche traurige Stunden habe. Das gute Kind laborirt, wie es selbst spricht, an der Empfindsamkeit, einer Krankheit, welche erst seit wenigen Jahren in hiesigen Gegenden bekannt geworden ist, und in so kurzer Zeit so weit um sich gegriffen hat, daß man sie fast als epidemisch ansehen muß. Die Natur derselben werden Sie am besten beurtheilen, wenn ich Ihnen eine der häufigsten Zufälle davon erzählt haben werde. Sie ist immer erstaunend weinerlich; wie vor zwei Jahren ihre Großmama, eine steinalte Frau, die im vorigen Jahrhundert ihr letztes Kindbett gehalten hatte, in dem Herrn sanft und selig entschlief, so weinte sie über ein ganzes Jahr, und noch rollen ihr die Thränen von den Wangen, wenn von der lieben Großmama gesprochen wird. So oft ich einem Täubchen den Hals umdrehe oder einer Ente den Kopf abhacke, girrt und winselt sie mir die Ohren so voll, daß ich mir nicht

getraue, ihr unter die Augen zu gehen. Dabei ist sie so schreckhaft, daß der geringste Schein eines Unglücks sie ganz außer sich setzt. Vorigen Winter, als das Feuer aus der Ofenröhre die Tapeten in ihrem Schlafzimmer ergriffen hatte, wäre sie beinahe aufgebrannt. Sie lag ohnmächtig in ihrem Bette, dessen Vorhänge die Flammen bereits ergriffen hatten. Ihr jüngster Bruder fiel unlängst in den Bach, der vor unserm Hause vorbeifließt, und sie stand dabei wie eine Säule, ohne auch nur einmal ein Geschrei zu seiner Rettung zu machen. Ihr ältester Bruder ist nach Amerika abgereist, und nun weht kein Wind, der ihr nicht durchs Herz geht, sie zittert bei jeder Post, und liest auf jedem Gesichte traurige Nachrichten. Aber ihre Zärtlichkeit geht über Alles, ihre Sinne sind so verfeinert, daß sie aus der ganzen Natur nichts, wie den flüchtigsten Duft genießt. Gehe ich mit ihr des Abends in den Mondenschein, so hört sie nichts, als das Säuseln der Zephyre, das Gelispel der Blätter und das Rieseln unsers von ihr so genannten Silberbachs. Da singt ihr die Nachtigall so süß, die Aepfelblüthen duften ihr so sanft und der Abend erscheint ihr so wonnevoll, daß ich oft befürchte, sie thaut mir unter den Händen weg und fließt mit dem Silberbach in die elysäischen Felder.

Mich ergötzen der Gesang der Vögel, das Grün der Felder und die Blumen der Bäume zwar auch, aber mein ganzes Herz wird dadurch gestärkt; es öffnet sich dem mächtigen Danke für alles Gute, was ich empfinde, für den Segen, welchen uns ein gutes Frühjahr verspricht, für die allgemeine Freude aller Geschöpfe, die auf diesen Segen warten — und diese mächtige Stärkung athme ich mit jedem Lüftchen und Düftchen ein, ich liebe die Kühlung des Abends als eine wohlthätige Erfrischung nach des Tages Last und Hitze. Meine alte Mutter pflegte und wartete ich so lange, als sie krank war, und wie Gott sie zu sich nahm, dankte ich ihm freudig, daß er sie vor

mehreren Trübsalen in Gnaden bewahrt hätte; wo es brennt, da rette ich, und zu meinem Bruder sagte ich, als er zu Felde ging, Junge, halte dich wohl und komme gesund wieder; fiele er in's Wasser, so spränge ich ihm flugs nach und holte ihn heraus. Das sind so meine Empfindungen, und diese finde ich bei allen Menschen auf dem Lande, wo die Natur noch am wenigsten verdorben ist. Aber so eine Empfindsamkeit, wo man immer weint, bebt, zittert, erstarrt und weder Hand noch Fuß rührt, wo man die Natur nur zum schönen Spielwerk gebraucht, die scheint mir ein Fieber der Seele zu sein, wogegen bei Zeiten etwas gebraucht werden muß, wenn das gute Kind nicht frühzeitig ins Grab zittern soll. Gott sei mir gnädig, wenn sie einmal verliebt werden sollte. In Zärtlichkeit aufgelöst, wird sie den beständigen Kreislauf in allen Adern ihres Geliebten haben wollen. Unser Leibarzt, ein geschickter und trockner Mann, sagt, es käme von nichts, als von dem vielen Lesen, und sie sollte wol besser werden, wenn sie sich allmählich zur Landarbeit gewöhnte. Aber das will die liebe Patientin nicht, sie ist ohnehin echauffirt genug, wie sie sagt. Ei was echauffirt, rief er jüngst, das Echauffement ist eine Aufforderung zur Arbeit und eine hilfreiche Bemühung der Natur, diejenigen Theile zu stärken, welche das mehrste bei der Arbeit verschwenden müssen. Das Echauffement ist am stärksten in der Ernte, und die Zeit bezeichnet hier die Absicht der Natur deutlich; Flachs gerauft, Garben gebunden und die Hitze, welche das Geblüt in Wallung setzt, ausgedampft. — Hierüber wurde sie so empfindsam, daß wir ihr Tücher mit Wein auf den Puls binden mußten, um die arme Seele von der Ohnmacht zurückzuhalten.

Der Magister darf ihr nicht mehr vor Augen kommen, seitdem er unlängst gegen die empfindsamen Bücher gepredigt und gezeigt hat, daß sie die ganze menschliche Natur verstimmten und eine schleichende Schwäche durch alle

Nerven verbreiteten. Anstatt einer wahren starken Natur entstünde eine gemachte und gekünstelte; eine kranke Einbildung träte an die Stelle einer richtigen Vorstellung, wo die Religion Freude und Muth geböte, da winselte das weichfließende Herzchen, die Hilfe, die man von ihnen erwartete, bestünde in unfruchtbaren Thränen, und wo sie mit Rath und That erscheinen sollten, da verwirrten sie nur Andere mit Stöhnen und Aechzen und wären zu aller Entschlossenheit, die in tausend Fällen des menschlichen Lebens erfordert würde, schlechterdings ungeschickt...

Ihre Tante, die jüngst eine von unsern Viehmägden, die sich das Bein auf dem Felde zerbrach, auf den Rücken nach Hause trug und während der Zeit ich zu dem Wundarzt ging, ihr alle Hilfe leistete, schrie vergebens dem zärtlichen Kinde zu, ihr doch nur ein bischen Wein aus dem Keller zu bringen; ich fand sie ganz steif vor Schrecken, wie ich wieder kam.

Nun sagen Sie mir aber, mein Herr, was man mit einem solchen Milchmüschen anfangen soll?

Antwort.

Sei Sie ruhig, meine liebe Jungfer; der Brand ist nicht im Brodkorn, sondern nur unter den Nelken, und von diesen wirft der Gärtner doch immer einen Theil weg, ohne Samen und Ableger von ihnen zu verlangen. Wo wollte es auch hinaus, wenn sie sich so stark, wie der Weizen vermehrten? Vielleicht hat die Natur ihre guten Absichten dabei, daß sie die zartesten Blumen nicht wider die Nachtfröste gehärtet hat. Das Geschlecht wird darum nicht verloren gehen, sondern noch immer Eine und die Andere hinter der Glasscheibe blühen, und damit sind die Liebhaber auch zufrieden. Also mache Sie nur, daß das gute Kind in dem nächsten Maimonat einem süßen jungen Herrn in die Augen falle, und mit demselben im Mondenschein unter einen blühenden Apfelbaum an den Silber-

bach komme. Wird sie dann in sanften Entzückungen dahin schmelzen, so tröste sie sich damit, daß, sowie die verzärtelten Gewächse aussterben, stärkere an ihre Stätte kommen, und Sie, meine gute Jungfer, um eine Stufe höher steigen werde. Hiemit Gott befohlen.

26.

Keine Satyren gegen ganze Stände.

Antwort an Bibulus.*)

1776.

Sie hätten sich, mein lieber Herr Bibulus, für Ihre Person so weit herabsetzen mögen, wie es Ihnen gefallen hätte, dieses würde Ihnen Niemand übel genommen haben, wenn Sie sich auch ein bischen in dem Kothe gewälzt hätten. Allein Ihr Amt, ein Amt, was der Landesherr rechtschaffenen und angesehenen Männern anvertraut, hätten Sie schonen und kein Wort von dem jetzigen Vogte sagen sollen, denn was von Ihnen selbst gilt, das gilt zum höchsten noch von Einem, aber sonst auch von keinem Andern, so viel ich auch ihrer zu kennen die Ehre habe. Was ehedem von dem seligen Vogte in diesen Blättern geschrieben, zeigt die ganze Würde und den großen Werth des Amts, welches ein Vogt hieselbst bekleidet, den unendlichen Einfluß auf das gemeine Beste, welchen er sich geben kann und die hohe Achtung, so er verdient, wenn er sich durch Einsicht und Redlichkeit das nöthige Ansehn erwirbt. Die Absicht des Verfassers, der sich in seinen patriotischen Phantasien zu diesem Stücke bekannt hat, ging dahin, den Dienst zu erheben, um große Männer zu vermögen, denselben anzunehmen und unwürdige davon

*) Der in einem andern Aufsatze den Stand der Vögte angegriffen und sich selbst als Vogt unterschrieben hatte. A. d. V.

auszuschließen. So oft derselbe die Satyre zur Besserung eines Standes gebraucht, will er durch Liebe gewinnen, und keine Abneigung gegen seine Lehren erwecken. Er macht es wie der Capitain, der auch mit einem schlechten Unteroffizier nicht anders, als mit dem Hute in der Hand spricht, um Leuten, welche die Seele des Regiments sind, Achtung gegen ihren Stand und durch diese Achtung einen Geist beizubringen, der sich unter der Beschimpfung verliert. Er spricht mit Ehrfurcht von dem Landmann, wenn er gleich einen schlechten Wirth die Geißel fühlen läßt; er macht den Handwerker zum ersten Patrioten, um ihn von der Versuchung abzuhalten, ein schädlicher Krämer zu werden, und zieht den großen Kaufmann allen großen und kleinen Männerchen vor, damit derselbe sich nicht durch einen Adelsbrief erniedrigen oder seine Tochter zu unbürgerlichen Ehen bereden möge. Dieses ist, wenn Sie es bemerkt haben, immer seine Manier gewesen und er glaubt, daß dieses noch der einzige Weg sei, um etwas zur allgemeinen Besserung beizutragen. Wenn die Hohen dieser Welt einem Pfarrer nicht mit der gehörigen Achtung begegnen, so denkt er, ihre Nachkommen werden bei dem Vorreiter zur Beichte gehen, und wenn er von Advocatenstreichen sprechen hört, so fürchtet er, daß sich mit der Zeit kein redlicher und großer Mann in einen Stand begeben werde, welchem man auf eine so unwürdige Art begegnet. Er fürchtet, Eigenthum und Freiheit sei in der äußersten Gefahr, wenn ihre Vertheidigung Männern obliegt, die einen solchen Vorwurf zu erleiden haben. „Man hasse, man verfolge, man geißele den schlechten Kerl," sagt er, „aber man ehre seinen Stand nach dem Maße, wie er dem gemeinen Wesen nöthig und nützlich ist." Ein römischer Bürger stand nicht unter der Ruthe, und einer gleichen Ehre genießen in allen wohlgeordneten Staaten verschiedene Stände. Man entsetzt sie erst ihres Standes und peitscht sie hernach wie andre schlechte Missethäter.

Dieses muß die Politik der Satyre sein, wenn sie als ein öffentliches Strafamt geduldet werden soll, und Sie, Herr Bibulus, da Sie selbst, obgleich unverdient, die Ehre haben, ein Vogt zu sein, hätten solche nicht außer Augen setzen sollen. „Es ist ein schlechter Vogel," sagten unsre deutschen Vorfahren, „der sein eignes Nest verunreinigt," und eben das gilt von der Entehrung seines eignen Standes. Ich kenne einen Vogt im Lande, der sein Haus brennen ließ, um die Rettungsanstalten für das Dorf anzuführen; ich kenne einen andern, der die ihm für eine Kornausmessung bei der theuern Zeit zugebilligten Diäten verbat, weil er das Geschäft zu seiner Pflicht rechnete; ich könnte Ihnen einen nennen, der in seiner Vogtei keinen Streit zu einem gerichtlichen Proceß kommen läßt, der seine Leute in der strengsten Zucht zu halten weiß, ohne ihre Liebe zu verlieren, der nie eine Erinnerung abgewartet hat, um seine Dienstpflichten zu erfüllen und der zu seinem Vergnügen seine ganze Vogtei mit den besten Obstbäumen unentgeltlich versorgt hat. Männer von dieser Art verdienen nicht, daß man ihren Stand angreife und sie dadurch mit schlechtern vermische.

Die Gefahr, welche aus einer solchen Vermischung entsteht, ist fürchterlicher, wie Sie zu glauben scheinen. In dem vorigen Kriege hörte ein englischer Generalcommissarius, ich will den redlichen Mann nennen, er hieß Elliot, daß ein allgemeiner Verdacht der Betrügerei die Männer seines Standes drückte, sogleich faßte er seinen Entschluß, legte sein Amt nieder und ging nach England zurück. Und vielleicht hat die Krone durch seinen Abgang eine Million mehr verloren; vielleicht sind hundert ehrliche Leute dadurch um ihre Bezahlung gekommen, und gewiß ist das Gemische von den damaligen Commissarien dadurch immer schlechter geworden, daß ein solcher Mann sich demselben entzog. Wie viel Mühe hat die Wundarznei gehabt, Genies und Männer von Einsichten an sich

zu ziehen, weil sie mit der Baderei in Deutschland vermischt und verachtet wurde? Und wie elend sah es um die Ehre des Militärstandes aus, als man noch sagte, daß blos ungerathene Söhne dem Kalbfelle nachliefen? Wer geht noch jetzt unter ein Regiment, das im üblen Rufe steht? Wer gibt sein gutes Kind in eine Bauernschaft, die man diebisch heißt?

Dieses sind aber die natürlichen Folgen aller Satyren, welche einen ganzen Stand, ein Regiment oder ein Dorf angreifen, und wie soll man hernach Leute, denen man den Reiz der Ehre, die Achtung gegen ihren Dienst und die hieraus fließende Empfindung aus dem Herzen schlägt, in Ordnung halten?

Derjenige Staat ist glücklich, der viele rechtschaffene, geliebte und geehrte Diener hat. Um diese zu erhalten, spart er gern das Geld, wozu der geringere Theil der Menschen das Mehrste aufbringen muß und belohnt sie mit der Ehre, die den Steuerbaren nichts kostet. Allein durch jene Art von Angriffen, welche einem ganzen Stande die Fehler seiner Mitglieder, sollten dieselbigen auch noch so begründet sein, aufrücken, verschüttet man diese edle Quelle; man zwingt diejenigen, die einen verachteten Stand ergreifen, sich wegen ihrer Verachtung auf's Theuerste schadlos zu halten, und nur blos um schnöden Gewinnst zu dienen. Man setzt den Staat in die Nothwendigkeit, scharfe Mittel zu ergreifen, und sich den Vorwurf eines despotischen Verfahrens zuzuziehen; man fährt bei dem Allen mit hartmäulig gemachten Pferden schlechter, wie mit muthigen und empfindlichen, und beladet sich endlich selbst mit allen den üblen Folgen, die aus dem daraus entstehenden Verderben stromweise fließen. Die moralischen Stände der Menschen, als den Stand der Geizigen, der Verschwenderischen und anderer Lasterhaften kann man immerhin angreifen, aber nicht den bürgerlichen.

Ohnfehlbar hatten Sie die gute Absicht, zu bessern.

Urtheilen Sie aber jetzt selbst, ob Sie glücklich in der Wahl der Mittel gewesen, da Sie den jetzigen Vogt, der eben so gut, wie in benachbarten Landen, Amtmann heißen könnte, wenn man hier nicht mit der Ehre ökonomischer umgehen müßte, von derjenigen Seite gezeigt haben, welche der Ihrige preisgibt. Urtheilen Sie selbst, ob nicht auch sogar in dem Falle, da der größte Theil ebenso schlecht wäre, Ihr Verfahren so ungerecht, als unpolitisch zu nennen sei.

27.

Ueber die verfeinerten Begriffe.

1777.

Mein Müller spielte mir gestern einen recht artigen Streich, indem er zu mir ins Zimmer kam und sagte: „Es müssen vier Stück metallene Nüsse in die Poller und Pollerstücke gegen die Kruke gemacht werden, auch haben alle Scheiben, Büchsen, Bolten und Splinten eine Verbesserung nöthig, der eine eiserne Pfahlhake mit der Hinterfeder ist nicht mehr zu gebrauchen und das Kreytau" — „So spreche Er doch deutsch, mein Freund! Ich höre wol, daß von einer Windmühle die Rede ist, aber ich bin kein Mühlenbaumeister, der die tausend Kleinigkeiten, so zu einer Mühle gehören, mit Namen kennt." Hier fing der Schalk an zu lachen und sagte mit einer recht witzigen Geberde: „Machte es doch unser Herr Pfarrer am Sonntage eben so, er redete in lauter Kunstwörtern, wobei uns armen Leuten Hören und Sehen verging; ich dächte, er thäte besser, wenn er, wie ich, seiner Gemeine gutes Mehl lieferte und die Kunstwörter für die Bauverständigen sparte."

„Wie, mein Freund!" fing der Pfarrer lächelnd an, der, ohne daß ihn der Müller gesehen hatte, im Fenster stand, aber dieser machte sich geschwind aus dem Staube,

und so ging die Rede unter uns Beiden an, worin der Pfarrer, welcher ein sehr vernünftiger Mann war, dem Müller wirklich Recht gab, ob er gleich dafür hielt, daß er selbst gegen die von demselben angegebene Regel nicht gefehlt und seiner Gemeine etwas vorgetragen hätte, das ihren Begriffen nicht angemessen gewesen wäre. Wie aber ein Wort so das andere holte, so kamen wir endlich auf die jetzt allgemein herrschende Verfeinerung der Begriffe, und auf die Frage: ob solche nicht in ihrer Art ein eben solches Uebel, als die weiland beliebte Empfindsamkeit werden würde. „Und Sie wollten es nicht billigen," hob der Pfarrer an, „wenn unsre Philosophen in das Innerste der Natur dringen, jeden Begriff bis in seine Quelle verfolgen, hier die wirkenden Kräfte aufsuchen, solche mit Namen bezeichnen und das Unsichtbare der Natur gleichsam zum Anschauen bringen? Sie wollten es nicht gut finden, daß unsere Physiognomisten in unendlichen, bisher unbemerkten Zügen die Abdrücke unsers Charakters finden, und damit unsere Erkenntniß bereichern, daß unsre Psychologisten alle Töne und Kräfte der Seele unterscheiden und den Maßstab an's Unendliche legen, und daß endlich unsre Sittenlehrer die unzähligen Wendungen des menschlichen Herzens in Klassen ordnen und die chaotische Masse der dunkeln Begriffe zu lauter deutlichen erheben?"

„Das kann ich freilich wol nicht mißbilligen," war meine Antwort, „solange solches für Bauverständige und nicht für solche geschieht, die nun endlich das Mehl erwarten, ohne sich um die Nüsse, Poller und Splinten zu bekümmern. Aber mich dünkt, die wenigsten unter den Schriftstellern, welche jetzt für das Publicum schreiben, beweisen diese Mäßigung. Auch die besten unter ihnen schreiben nicht mehr für das gemeine Auge, ihre Worte sind nach ihrer zu scharfen Einsicht gestimmt, ihre Begriffe sind zu tief aus der Sache geschöpft, sie beziehen sich auf Verhältnisse, die nur den Baumeistern bekannt sind, und

es kommt mir oft so vor, als wenn sie durch ein Vergrößerungsglas arbeiteten, und die Dinge in einem ganz andern Lichte, in einem so außerordentlichen Verhältnisse sähen, worin sie sonst Niemand erblickt. Man kann doch, wenn man sich unterrichten, erbauen oder vergnügen will, nicht immer auch sein Vergrößerungsglas vor sich haben, oder wenn man krank ist, den feinen Zergliederer dem nützlichen Arzte vorziehen. Die natürliche Folge jenes Verfahrens ist, daß sie auch ihre Empfindungen erhöhen, und da jauchzen oder heulen, wo ein andrer ehrlicher Mann, der das nicht sieht, was sie sehen, ganz gleichgültig bleibt. Ja ich kenne ihrer Viele, die durch die neuentdeckten Aehnlichkeiten und Verhältnisse in dem Unendlichen der Natur in eine für den gemeinen Leser ganz unbegreifliche Schwärmerei versetzt werden. Die Wissenschaft sollte, meiner Meinung nach, für den Meister, und die Frucht derselben für das allgemeine Beste sein. Mir ist das Resultat einer großen Geistesarbeit und zum Beispiel der Gedanke, das Einweihungsfest der neuen katholischen Kirche in Berlin, mit dem Gesange: „Wir glauben alle an einen Gott ꝛc." anzufangen, lieber und lehrreicher, auch in seiner Stelle schöner und besser, als die feinste Zergliederung einer menschlichen Tugend."

„Wenn aber," fiel hier der Pfarrer ein, „die feinsten Wahrheiten populär gemacht werden können!" „O," sagte ich, „wo das geschehen kann, da hört mein Widerspruch auf, aber es ist gegen die Natur der Sache, unendlich kleinen Theilchen und unendlich feinen Unterschieden, Größe und Farbe zu geben, daß sie ein Jeder sehen und empfinden kann. Außer dem engen Kreise der Wissenschaften verwirrt man nur damit den gesunden Menschenverstand. Die ganze Behandlung einer Sache, und die zu deren Vortrag gewidmete Sprache wird dadurch entweder zu scharf bestimmt oder zu mannigfaltig, um sie zu seinen ordentlichen Bedürfnissen zu gebrauchen. Es geht derselben, wie

unsern fünf Sinnen, wenn sie schärfer empfinden, als es für unsre Gesundheit und Bequemlichkeit gut ist. Das ganze Reich des Unendlichen, das vor unsren Sinnen versteckt liegt, ist überdem das Feld der Speculation und Systeme. Jeder legt hier sein eignes an, bestimmt darnach seine Worte, oder erfindet für seine Hypothese besondere Zeichen, und wenn die gemeine Menschensprache damit überladen wird, so entsteht daraus, eben wie aus einer Menge zu vielerlei Münzen, Beschwerde und Verwirrung; man unterscheidet, wo man nicht unterscheiden sollte, und wird spitzfindig, anstatt brauchbar zu werden, oder ein Mensch versteht den andern nicht mehr, und unsrer jetzigen Sprache wird es wie der ehemaligen scholastischen ergehen, die durch ihre Feinheit verunglückt ist, oder sie wird der gothischen Schnitzelei ähnlich werden, welche den Mangel der Größe ersetzen sollte. Sehe ich nun weiter auf die Menge derjenigen, die in Raphaels Manier arbeiten, ohne Raphaels Geist zu haben —"

„O! der Müller soll Recht haben," schloß mein Freund, das Kreytau soll für die Kunstverständigen bleiben, wir wollen uns an sein Mehl halten."

28.

Die Regeln behalten immer ihren großen Werth.

Eine Erzählung.

1777.

Vor einem gewissen westphälischen Dorfe stand eine hohe Säule mit einer eisernen Hand, welche seit vielen Jahren den rechten Weg in die Stadt gewiesen hatte. Neben derselben begegnete ein reisender Seiltänzer dem Dorfschulzen und fragte ihn, was ihn doch in aller Welt bewogen hätte, allen Leuten einerlei Weg zu zeigen? ob nicht Jeder seinen eignen hätte? und ob man überhaupt

sagen könnte, daß es richtige Wege gebe? Er z. B. wollte auf dem Seile über Graben und Hecken nicht allein weit geschwinder und kürzer, sondern auch zu aller Menschen Bewunderung dahin kommen. „O!“ antwortete der Schulze, „unser Wegweiser zeigt nun einmal den gemeinsten, sichersten und ebensten Weg, und wenn derselbe nicht gewiesen würde, so wüßte man ja nicht einmal, wie viel kürzer und geschwinder ein Andrer wäre.“

Indem kam ein Jüngling auf einem raschen Pferde, und setzte während der Zeit, daß der Seiltänzer seine Leinen spannte, über Bäume und Gräben weg. Hier sagte der Schulze zum Seiltänzer: „Seht, guter Freund, der kommt noch geschwinder und kürzer über weg, als Ihr, und ich bewundre ihn eben so sehr; was dünkt Euch, wenn wir den Wegweiser so stellten, daß Alle, die in die Stadt wollen, diesem folgen müßten?“

„Ihr seid ein einfältiger Mann,“ versetzte Jener, „wie Viele würden nicht den Hals brechen, oder in den tiefen Gräben stecken bleiben, wenn Ihr dieses thätet?“ „Das meine ich auch,“ beschloß der Schulze, „und so ist es wol am besten, daß wir Jedem einen ebenen, richtigen und sichern Weg zeigen, und uns um diejenigen, die auf dem Seile tanzen, oder mit ihren Pferden über Hecken und Gräben setzen können, nicht bekümmern.“ Ein Philosoph, der ihre Unterredung mit angehört hatte, machte hierüber die Anmerkung, daß die gemeinen Wege oder Regeln immer nöthig blieben, wenn die Genies sich auch noch so weit davon entfernten.

29.
Wie man zu einem guten Vortrage seiner Empfindungen gelange.

1780.

Ihre Klage, liebster Freund, daß Sie sich in Ausdruck und Vorstellung selten vollkommen genug thun können, wenn Sie eine wichtige und mächtig empfundene Wahrheit Andern vortragen wollen, mag leicht gegründet sein, aber daß dieses eben einen Mangel der Sprache zur Ursache habe, davon bin ich noch nicht überzeugt. Freilich sind alle Worte, besonders die todten auf dem Papier, welchen es wahrlich sehr an Physiognomie zum Ausdrucke fehlt, nur sehr unvollkommene Zeichen unsrer Empfindungen und Vorstellungen, und man fühlt oft bei dem Schweigen eines Mannes mehr, als bei den schönsten niedergeschriebenen Reden. Allein auch jene Zeichen haben ihre Begleitungen für den empfindenden und denkenden Leser, und wer die Musik versteht, wird die Noten nicht sclavisch vortragen. Auch der Leser, wenn er anders die gehörige Fähigkeit hat, kann an den ihm vorgeschriebenen Worten sich zu dem Verfasser hinauf empfinden, und aus dessen Seele alles herausholen, was darin zurückblieb.

Eher möchte ich sagen, daß Sie Ihre Empfindungen und Gedanken selbst nicht genug entwickelt hätten, wenn Sie solche vortragen wollen. Die Mehrsten unter den Schreibenden begnügen sich damit, ihren Gegenstand mit aller Gelassenheit zu überdenken, sodann eine sogenannte Disposition zu machen und ihren Satz darnach auszuführen, oder sie nützen die Heftigkeit des ersten Anfalls, und geben uns aus ihrer glühenden Einbildungskraft ein frisches Gemälde, was oft bunt und stark genug ist, und doch die Wirkung nicht thut, welche sie erwarteten. Aber so nöthig es auch ist, daß Derjenige, der eine große Wahr-

heit mächtig vortragen will, dieselbe vorher wohl überdenke, seinen Vortrag ordne, und seinen Gegenstand, nachdem er ist, mit aller Wärme behandle; so ist dieses doch noch der eigentliche Weg nicht, worauf man zu einer kräftigen Darstellung seiner Empfindungen gelangt.

Mir mag eine Wahrheit, nachdem ich mich davon aus Büchern und aus eignem Nachdenken unterrichtet habe, noch so sehr einleuchten, und ich mag mich damit noch so bekannt dünken, so wage ich es doch nicht, sogleich meine Disposition zu machen und sie darnach zu behandeln, vielmehr denke ich, sie habe noch unzählige Falten und Seiten, die mir jetzt verborgen sind, und ich müßte erst suchen, solche, so viel möglich, zu gewinnen, ehe ich an irgend einen Vortrag oder an Disposition und Ausführung gedenken dürfe. Diesemnach werfe ich zuerst, sobald ich mich von meinem Gegenstande begeistert und zum Vortrage geschickt fühle, Alles, was mir darüber beifällt, auf's Papier. Des andern Tags verfahre ich wieder so, wenn mich mein Gegenstand von Neuem zu sich reißt, und das wiederhole ich so lange, als das Feuer und die Begierde zunimmt, immer tiefer in die Sache einzudringen. So wie ich eine Lieferung auf das Papier gebracht und die Seele von ihrer ersten Last entledigt habe, dehnt sie sich nach und nach weiter aus und gewinnt neue Aussichten, die zuerst noch von näheren Bildern bedeckt wurden. Je weiter sie eindringt und jemehr sie entdeckt, desto feuriger und leidenschaftlicher wird sie für ihren geliebten Gegenstand. Sie sieht immer schönere Verhältnisse, fühlt sich leichter und freier zum Vergleichen, ist mit allen Theilen bekannt und vertraut, verweilt und gefällt sich in deren Betrachtung und hört nicht eher auf, als bis sie gleichsam die letzte Gunst erhalten hat.

Und nun, wenn ich so weit bin, womit insgemein mehrere Tage und Nächte, Morgen- und Abendstunden zugebracht sind, indem ich bei dem geringsten Anschein

von Erschlaffung die Feder niederlege, fange ich in der Stunde des Berufs an, mein Geschriebenes nachzulesen, und zu überdenken, wie ich meinen Vortrag einrichten wolle. Fast immer hat sich während dieser Arbeit die beste Art und Weise, wie die Sache vorgestellt sein will, von selbst entdeckt, oder wo ich hierüber noch nicht mit mir einig werden kann, so lege ich mein Papier bei Seite und erwarte eine glücklichere Stunde, die durchaus von selbst kommen muß, und leicht kommt, nachdem man einmal mit einer Wahrheit so vertraut geworden ist. Ist aber die beste Art der Vorstellung, die immer nur einzig ist, während der Arbeit aus der Sache hervorgegangen, so fange ich allmählich an, Alles, was ich auf diese Art meiner Seele abgewonnen habe, darnach zu ordnen, was sich nicht dazu paßt, wegzustreichen, und jedes auf seine Stelle zu bringen.

Insgemein fällt Alles, was ich zuerst niedergeschrieben habe, ganz weg, oder es sind zerstreute Einheiten, die ich jetzt nur mit der herauskommenden Summe zu bemerken nöthig habe. Destomehr behalte ich von den folgenden Operationen, worin sich Alles schon mehr zur Bestimmung geneigt hat, und der letzte Gewinn dient mehrentheils nur zur Deutlichkeit und zur Erleichterung des Vortrags. Die Ordnung oder Stellung der Gründe folgt nach dem Hauptplan von selbst, und das Colorit überlasse ich der Hand, die, was die erhitzte Einbildung nunmehr mächtig fühlt, auch mächtig und feurig malt, ohne dabei einer besonderen Leitung zu bedürfen.

Doch will ich eben nicht sagen, daß Sie sich sogleich hierin selbst trauen sollen. Jeder Grund hat seine einzige Stelle, und er wirkt nicht auf der einen, wie auf der andern. Gesetzt, ich wollte Ihnen beweisen, daß das frühe Disponiren sehr mißlich sei, und finge damit an, daß ich Ihnen sagte: „Garrick bewunderte die Clairon, als Frankreichs größte Actrice, aber er fand es doch klein, daß sie

jeden Grad der Raserei, worauf sie als Medea steigen wollte, vorher bei kaltem Blute und in ihrem Zimmer bestimmen konnte," so würden Sie freilich die Richtigkeit der Vergleichung leicht finden, aber doch nicht alles dabei fühlen, was ich wollte, daß Sie dabei fühlen sollten. Garrick disponirte seine Rolle nie zum Voraus, er arbeitete sich nur in die Situationen der Personen hinein, welche er vorzustellen hatte, und überließ es dann seiner mächtigen Seele, sich seiner ganzen Kunst nach ihren augenblicklichen Empfindungen zu bedienen. Und das muß ein Jeder thun, der eine mächtige Empfindung mächtig ausdenken will.

Das Coloriren ist leichter, wenn man es von der Haltung trennt, aber in Verbindung mit derselben schwer. Hierüber lassen sich nicht wohl Regeln geben; man lernt es blos durch eine aufmerksame Betrachtung der Natur und viele Uebung, was man entfernen oder vorrücken, stark oder schwach ausdrücken soll. Das Mehrste hängt jedoch hiebei von der Unterordnung in der Gruppirung ab, und wenn Sie hierin glücklich und richtig gewesen sind, so wird die Verschiedenheit des Standorts, woraus die Leser, wofür Sie schreiben, ihr Gemälde ansehen, nur eine allgemeine Ueberlegung verdienen.

Unter Millionen Menschen ist vielleicht nur ein Einziger, der seine Seele so zu pressen weiß, daß sie Alles hergibt, was sie hergeben kann. Viele, sehr Viele haben eine Menge von Eindrücken, sie mögen nun von der Kunst oder von der Natur herrühren, bei sich verborgen, ohne daß sie es selbst wissen; man muß die Seele in eine Situation versetzen, um sich zu rühren, man muß sie erhitzen, um sich aufzuschließen, und zur Schwärmerei bringen, um Alles aufzuopfern. Horaz empfahl den Wein als eine gelinde Tortur der Seele, Andre halten die Liebe zum Gegenstande für mächtiger, oder den Durst zu Entdeckungen, Jeder muß hierin sich selbst prüfen. Rousseau

gab nie etwas von den ersten Aufwallungen seiner Seele; wer nur diese und nichts mehr gibt, der trägt nur solche Wahrheiten vor, die den Menschen insgemein auffallen und Jedem bekannt sind. Er hingegen arbeitete oft zehnmal auf die Art, wie ich es Ihnen vorgeschlagen habe, und hörte nicht auf, so lange noch etwas zu gewinnen übrig war. Wenn dieses ein großer Mann thut, so kann man so ziemlich sicher sein, daß er weiter vorgedrungen sei, als irgend ein Andrer vor ihm. So oft Sie sich mächtiger in der Empfindung, als im Ausdruck fühlen, so glauben Sie nur dreist, Ihre Seele sei faul, sie wolle nicht Alles hervorbringen. Greifen Sie dieselbe an, wenn Sie fühlen, daß es Zeit ist, und lassen sie arbeiten. Alle Ideen, die ihr jemals eingedrückt sind und die sie sich selbst aus den eingedrückten unbemerkt gezogen hat, müssen in Bewegung und Gluth gebracht werden; sie muß vergleichen, schließen und empfinden, was sie auf andere Art ewig nicht thun wird, sie muß verliebt und erhitzt werden gegen ihren großen Gegenstand. — Aber auch für die Liebe gibt es keine Disposition; kaum weiß man es nachher zu erzählen, wie man von einer Situation zur andern gekommen ist.

30.

Etwas zur Polizei der Freuden für die Landleute.

1780.

Wenn ich Polizeicommissarius wäre, es sollte mir anders gehn, die Leute sollten mir wenigstens ein- oder zweimal im Jahre, auf der Kirmes oder auf Fastnacht, völlige Freiheit haben, einige Bände springen zu lassen, oder ich hieße nicht Herr Commissarius. Unsre heutige Mäßigkeit macht lauter Schleicher, die des Morgens ihr Gläschen und des Abends ihr Kännchen trinken, anstatt daß die vormalige

Ausgelassenheit zu gewissen Jahreszeiten einem Donnerwetter mit Schloßen glich, was zwar da, wo es hinfällt, Schaden thut, im Ganzen aber die Fruchtbarkeit vermehrt. — Dagegen aber würde ich auch die täglichen Säufer, wenn sie sich auch nicht völlig berauschten, ohne Barmherzigkeit ins Zuchthaus schicken.

Mit allem ihrem Lehren und Predigen haben es die Moralisten endlich so weit gebracht, daß die Leute, welche vorhin des Jahrs einen Anker, aber an einem Tage herunterzechten, sich jetzt täglich mit einem geringeren Maße, aber des Jahrs nicht mit einem Stückfasse begnügen, und hier möchte ich wol einmal fragen: ob wir bei diesem Tausche gewonnen oder verloren haben? Als Polizeicommissarius sage ich: Nein. So viele Freuden uns auch der Schöpfer gibt, und so gern er es sehen muß, daß wir sie mit Dank und Mäßigung genießen, so offenbar finde ich, daß die Leute bei dem mäßigen Genießen zu Grunde gehen, die vorhin des Jahrs nur ein oder zweimal Kopfweh zu erleiden hatten; ich finde, daß es für die Polizei leichter sei, einmal des Jahres Anstalten gegen einen wilden Ochsen zu machen, als täglich die Kälber zu hüten.

Bei allem dem aber ist es doch auch hier zu verwundern, daß die Freuden und Ergötzungen unsrer Vorfahren polizeimäßiger gewesen sind, als die unsrigen. In der ganzen bekannten Welt sind von den ältesten Zeiten her gewisse Tage dem Menschen dergestalt frei gegeben worden, daß er darin vornehmen konnte, was er wollte, insofern er nur keinen Kläger gegen sich erweckte. Das Amt der Obrigkeit ruhte an denselben völlig, und der Fiscus selbst konnte nichts Besseres thun, als mitmachen. Man findet alte Stadtordnungen, worin an zwei Tagen des Jahrs alle Arten von Glücksspielen erlaubt wurden; die Obrigkeit duldete die Fastnachtszechen und Mummereien bis in die Kirchen, und sorgte blos dafür, daß die un-

bändigen Menschen kein Unglück anfingen, die Uebermaße selbst wehrte sie Keinem. Man erinnert sich der Saturnalien, wie der Narrenfeste; man weiß, was zur Carnevalszeit in und außer den Klöstern erlaubt war, und man sieht, ohne ein Montesquieu zu sein, daß aller Welt Obrigkeit, den Patriarchen zu Constantinopel nicht ausgeschlossen*), den Grundsatz angenommen hatte: die Thorheit muß wenigstens einmal im Jahre ausgähren, damit sie das Faß nicht sprenge.

Eben dieser Grundsatz herrschte in andern Theilen bei unsern Vorfahren. Bei gewissen seltnen feierlichen Gelegenheiten zeigten sie sich in verschwenderischer Pracht, wenn sie täglich in einem schlichten Wamse gingen. Wenn sie mit einander haderten, so schonten sie so wenig ihrer Lunge, als ihrer Fäuste, und wenn sie sich freuten, so wollten sie bersten vor Lachen. Damit schonten sie ihre Feierkleider, und entwehrten sich des schwindsüchtigen Grams und der Gefahr, von einer plötzlichen Freude zu sterben. Wir hingegen opfern der Mode durch tägliche kleine Ausgaben unser bestes Vermögen auf, verfolgen unsre Feinde mit der artigsten Manier und schwindeln bei allen plötzlichen Zufällen.

Jedoch Scherz bei Seite, wenn ich Polizeicommissarius wäre, die Leute sollten mir zu gewissen Zeiten mehr Freuden haben, damit sie zu andern fleißiger und ordentlicher würden. Ich weiß, wie dem Handwerksmanne der Sonntagsbraten schmeckt, wenn er sich die ganze Woche mit einem Gemüse beholfen hat, und wie zufrieden er mit seinem Gemüse ist, wenn er an den Sonntagsbraten gedenkt. Nach diesem wahren Grundsatze würde ich jedem Dorfe, wo nicht alle Monate, doch wenigstens alle Vierteljahre ein Fest erlauben, um den täglichen Genuß, welcher zuletzt auch oft den Besten zur Uebermaße verführt,

---

*) Cedren hist. p. 639.

und um so viel gefährlicher ist, je unbemerkter er im Finstern schleicht, und mit der lieben Gewohnheit, der andern Natur, über Weg geht, so vielmehr einzuschränken. Eine Polizei, die ihre Aufmerksamkeit dahin wendete, würde wahrscheinlich glücklicher sein, als diejenige, welche, wie die neuere, alle Arten von Zechereien und Gelagen verbietet, und damit den durch keine Gesetze zu bezwingenden heimlichen und öftern Genuß befördert, auch wol selbst das Salz der Freude, was dem geplagten Menschen Reiz und Dauer zur Abeit geben soll, völlig unschmackhaft macht.

In gewissen Ländern, und besonders am Rheine, läßt der Pfarrer des Sonntags das Zeichen mit der Glocke geben, wenn der Fiedler in der Schenke auf die Tonne steigen darf, und nun fängt Alles an zu hüpfen. In der ganzen Woche aber findet man daselbst keinen Menschen in der Schenke. In Frankreich, wo das Tanzen am Sonntag verboten ist, sieht man des Abends nach verrichteter Arbeit häufige Tänze, und die Nation ist nüchtern und fleißig. In Genf findet man die Handwerker alle Abend, wenn es die Witterung erlaubt, eine Stunde auf öffentlichen Plätzen, um sich von der ermüdenden Anstrengung des Tages zu erholen, und so ist überall, wo die Gesetzgebung auf Erfahrungen gebaut wird, Freude und Arbeit vermischt, und die eine dient der andern mit mächtiger Hand.

In andern Ländern hingegen, wo die Feiertage nach einer gebieterischen Theorie abgeschafft, die blauen Montage eingezogen, die Fastnachtslustbarkeiten verboten, die Leichen- und Kindelbiere*) zu genau eingeschränkt, alle

*) In vielen westphälischen Dörfern gibt es noch güste Kindelbiere. Das ist, Eheleute, die keine Kinder haben, können einmal in ihrem Leben auch ein Kindelbier halten, damit sie sich wegen dessen, was sie andern geopfert haben, erholen können. Wahrlich eine gutherzige Erfindung. Güst wird von Kühen gebraucht, die nicht kalben.

A. d. V.

Zehrungen untersagt, alle Kirmesfreuden durch den nie schlafenden Fiscus gestört, und überhaupt alle Lustbarkeiten der Unterthanen so viel immer möglich unterdrückt sind, sieht man die Leute weit häufiger in den Schenken, stiller und trauriger, aber öfterer trinken, und auch weniger fleißig arbeiten. Ihre Wirthschaft geht bei allen Einschränkungen schlimmer, und der niedergeschlagene Mensch schafft mit seinen Händen dasjenige nicht, was der Lustige schafft. Die Unterthanen sehen den Gesetzgeber, wie die Kinder einen grämlichen Vater an; sie versammeln sich in Winkeln und thun mehr Böses, als sie bei mehrerer Freiheit gethan haben würden. Sie dünken sich sicher, so oft sie sich nur nicht die Hälse brechen.

Bisher hat man noch kein eignes Polizeireglement für die Lustbarkeiten der Landleute gehabt, welches hauptsächlich daher rührt, daß die Gesetzgeber lieber selbst haben tanzen, als Andre tanzen lassen wollen. Es würde aber doch in dem Falle nöthig sein, wenn meine Wünsche erfüllt werden sollten. In demselben würde das Erste sein, daß in einem gewissen zu bestimmenden Districte nur eine einzige Schenke geduldet, diese gehörig und geräumig eingerichtet, und mit Allem versehen sein sollte, was vernünftige Landleute ergötzen könnte. Der Wirth sollte seine Vorschrift haben, was er geben und nicht geben dürfte; der Tag zur Lustbarkeit sollte bestimmt und an demselben immer die nöthige Hilfe, um Unordnungen zu steuern, bei der Hand sein. Außer dem bestimmten Tage und einigen andern, die noch näher bestimmt werden könnten, sollte der Wirth gar keine Gäste setzen dürfen. Die Spiele sollten bestimmt und angemessen sein. Drei alte Männer sollten des Tages Richter sein und alles entscheiden können, was der Ceremonienmeister anderwärts entscheiden kann. Wer sich denselben widersetzte, sollte sofort der in der Nähe stehenden Amtshilfe übergeben, der betrunkene Mann durch sie gegen ein gewisses Botenlohn sofort nach Hause ge-

bracht, und die betrunkene Frau vor ihrer Heimführung öffentlich ausgeklatscht werden. — Auf diese Weise glaube ich, daß die vielen und verderblichen Winkelschenken geschlossen, das beständige Leben im Wirthshause aufgehoben, der Mann, der die Erholung am mehrsten verdient, zum besten Genuß einer ordentlichen Freude verholfen, und überhaupt mit der Zeit ein besserer Nationalgeist erzielt werden könnte. Dabei verstünde es sich von selbst, daß an diesen Tagen alle Frohnen und Bauerwerke aufhören, und dieselben also gewählt werden müßten, damit keine eilige Arbeit dadurch aufgehalten würde.

31.

Schreiben einer Dame an ihren hitzigen Freund.

1778.

Verzeihen will ich Ihnen gern, mein lieber Freund, und zwar von Grund meines Herzens, aber Ihre Entschuldigung, „daß Ihre polternde Hitze ein Naturfehler sei, den man übersehen müsse," lasse ich durchaus nicht gelten. Denn eines Theils ist es noch gar nicht ausgemacht, daß es eben sowohl gebrechliche Seelen, als gebrechliche Körper gebe, und andern Theils, wenn es auch einige Seelen geben sollte, die von Natur Krüppel wären, so glaube ich doch nicht, daß man solche Geisteskrüppel mit eben dem christlichen Mitleiden ertragen müsse, womit man einen von Natur schielenden Menschen zu ertragen verbunden ist. Endlich setzt man auch den körperlichen Fehlern noch wol etwas entgegen, und schient ein schwaches Bein, was zu hinken droht; daher es dritten Theils höchst schädlich sein würde, dergleichen von Natur mangelhafte Seelen ohne Hilfe oder ohne Schienen, wenn ich es so ausdrücken mag, zu lassen, und woher wollen Sie Schienen für die Seele suchen, wenn Sie solche nicht aus

dem Zorn, dem Unwillen und der Verachtung nehmen, womit man dergleichen natürliche Fehler der Seelen bestraft? Wie sehr würden diese immer mehr und mehr ihrem üblen Hange folgen, wenn man die Narren bedauerte, daß sie von Natur nicht recht gescheidt wären, oder mit den Hitzigen Mitleid hätte! Hier muß man nicht ablassen mit wohlthätigem Strafen und Ermahnen, und so wie man der Kinder Seelen mit Fluchen und Segnen, mit Strafen und Belohnungen und mit allen Spann- und Sperrhölzern, die nur möglich sind, umgibt, um sie gerade zu ziehen und vor dem Ueberschlagen zu bewahren, so muß man auch des Mannes Seele, wenn sie eine Unart angenommen hat, so lange hämmern, bis sie einen reinen Schlacken gibt.

Wenn es jemals einen Naturfehler an der menschlichen Seele gegeben hat, so ist es gewiß die gar zu große Begierde, welche wir haben, unsern Gegnern eine absurde Folge ihrer Behauptungen zu zeigen. Auch ich fühle diese Schwäche so stark, wie ein Andrer, und habe ihr vielleicht schon zu viel nachgegeben, da ich Ihnen jetzt auf gewisse Weise das Absurde Ihrer Entschuldigung gezeigt habe. Aber was würde daraus werden, wenn man gegen diesen Fehler gar nicht auf seiner Hut wäre; wenn man immer sogleich nach einer Instanz haschte, womit man seinen Gegner so recht bei der Nase in's Narrenspital führte, und dieser Einen mit noch größerer Erbitterung in's Tollhaus schickte? Würde es nicht eine Marter sein, in Gesellschaft zu gehen, und würde man nicht in beständiger Angst zittern müssen, daß sich die lieben Männer und Herren Collegen beim Kragen fassen würden?

Ich will indessen damit nicht sagen, daß man diese Manier der Widerlegung ganz verlassen solle; nein, sie ist die kürzeste und treffendste unter allen, wenn sie glücklich gebraucht wird, und eigentlich bei Hofe zu Hause, wo man die Syllogismen in forma haßt. Ich wollte Ihnen

nur damit zu erkennen geben, daß man seinen Gegner nicht sogleich im Triumph und mit aller Bitterkeit einer Rechthaberei in's Tollhaus schicken müsse, theils weil es beleidigend ist, theils weil man sich auch selbst in der Geschwindigkeit versehen und eine bittere Instanz machen kann, die durch eine noch bittrere gehoben wird. Der berüchtigte Lord Rochester fuhr einmal in einer Miethkutsche aus der Comödie, und wie der Kutscher beim Empfang seines Fuhrlohns sah, daß er den Lord gefahren hatte, sagte dieser zu ihm: „Wenn ich das gewußt hätte, in die Hölle hätte ich Sie fahren wollen." „O," antwortete der Lord, „so hättest du Narr ja mit deinen Pferden zuerst hinein müssen." „Pah!" schrie der witzigere Kutscher, „ich würde Eure Herrlichkeit rückwärts hinein geschoben haben (I should have backed in your Lordship)" ... So übel kann man oft mit einer dem Anscheine nach ganz guten Instanz anlaufen.

Ihr erster hitziger Ausdruck war: Dasjenige, was Sie anführten, sei so klar wie die Sonne, und der Schluß, den die ganze Gesellschaft daraus machen sollte, war natürlicherweise dieser, daß ihr Gegner stockblind sein müßte. Ob Sie Recht oder Unrecht hatten, bedarf keiner Untersuchung, denn über die Sache streiten wir nicht, sondern nur über die Manier des Vortrags. Aber fragen Sie sich selbst, ob es Ihr Wille war, der Gesellschaft einen so üblen Begriff von Ihrem Gegner zu geben? War er's nicht, wie ich versichert bin, wozu denn diese Heftigkeit? Und wenn nun die Gesellschaft gedacht hätte, es fehle Ihnen an dem Gefühl des Anständigen, was zu einem freundschaftlichen Streite erfordert wird, oder wol gar an einer guten Erziehung, würde Ihnen dieses angenehm gewesen sein? Gewiß auch nicht, und so haben Sie Ihren Gegner wider Ihren Willen und wider Ihren eignen Vortheil mißhandelt.

Ihr zweiter hitziger Ausdruck war: Sie wollten es

der ganzen Welt zur Beurtheilung überlassen. Hier kam Ihr Gegner auf einen noch schlimmeren Posten zu stehen, denn ein Mann, der einzeln in seiner Art zu denken ist und die ganze Welt gegen sich hat, ist gewiß der größte Sonderling, wo nicht ein sonderbarer Narr, und im Grunde ist denn doch eine Berufung auf das Urtheil der ganzen Welt eine bloße Fanfaronade; man weiß wohl, daß solches nicht zu erhalten steht. Meine kleine Nachbarin à la Circassienne sagte mir ins Ohr: in einer so großen Versammlung würde gewiß ein Schisma entstehen, und der Himmel möchte sich der jetzigen Kopfzeuge erbarmen, wenn die große Welt so hitzig würde, wie die kleine jetzt in meinem Zimmer ... Den Spott zogen Sie sich zu, ohne es zu wissen und wollen.

Immer sprachen Sie von gesunder Vernunft und dem schlichten Menschenverstande, womit man Ihr Recht einsehen könne; Sie sagten, es könne nicht anders sein, und Sie wollten kein Wort mehr darum verlieren, und schwiegen dann zu Zeiten mit Verachtung. O! wenn Sie gesehen hätten, wie wir armen Weiber, die wir mit dem frohesten Herzen, uns mit unsern lieben Männern zu ergötzen, zusammengekommen waren, bei dergleichen Scenen zitterten; wenn Sie gesehen hätten, wie oft der Frau Ihres Gegners das Blut ins Gesicht stieg, wenn Sie auf jene Art ihren Mann für stockblind oder für unverständig erklärten! Wenn Sie gesehen hätten, wie Ihre eigne liebe Frau eine heimliche Thräne nach der andern vergoß! Wenn Sie die bedeutenden Seitenblicke unsrer jungen Fräulein, das unvermerkte Achselzucken der jungen Herrn, das räuspernde Item, das Bestreben, etwas vorzubringen, wobei man das Gezänk nicht hören sollte, und alle die verunglückten Mittel, Ihnen den Streitpunkt zu verschieben, bemerkt hätten, wahrlich Sie würden eine solche Schiene um Ihre Seele empfangen haben, die auch der größte Naturfehler derselben nicht hätte zerbrechen sollen.

Und was ward nun am Ende aus dem Allen? Ich ließ die Karten eine halbe Stunde früher geben, um den ungeschickten Streiter mit einer Puppe zu beschäftigen, und Sie verspielten mit glühenden Wangen und zankenden Augen eine Zeit, die wir des Tags vorher zu einer weit edlern Ergötzung ausgesucht hatten. Die Wahrheit aber gewann nichts dabei, und vielleicht schmollen Sie heute und Morgen noch im Kauf gegen Ihren Freund, der doch weiter nichts that, als daß er gelassen sagte: ihm käme die Sache, welche Sie blau fänden, etwas grünlich vor, oder schiene ihm ins Grüne zu fallen, und ihn däuchte, man könne sie auch zur Noth für grün ansehen. So bescheiden war er in dem Vortrage der Zweifel, die Sie so hitzig zu widerlegen suchten.

O! mein lieber, würdiger Freund, Sie sind gewiß ein Mann, dem Niemand seine großen Verdienste abspricht; man läßt Ihren Einsichten, Ihrem Eifer und Ihrer Redlichkeit die vollkommenste Gerechtigkeit widerfahren; man widerspricht Ihnen oft nur, um sich von Ihnen belehren zu lassen, und die starken Gründe zu hören, womit Sie jede Wahrheit in ein neues Licht zu setzen wissen; warum wollen Sie alle diese großen und edlen Vorzüge durch Ihre aufbrausende Hitze verderben? warum wollen Sie diesem Naturfehler Entschuldigungen bereiten, und sich dadurch des einzigen Mittels berauben, womit er noch einigermaßen gemäßigt werden kann? Von mir müssen Sie wenigstens nicht fordern, daß ich Entschuldigungen annehmen soll. Nein, das müssen Sie nicht, ich will Ihnen vielmehr jedesmal, so wie ich heute gethan habe, meinen ganzen Unwillen zeigen, damit Sie davon den lebhaftesten Eindruck nehmen und zur Zeit der Gefahr einen Erretter haben mögen. Ich will, wenn wir in Gesellschaften zusammen sind, und ich sehe, daß Sie sich von Ihrer Hitze übermeistern lassen, meinen Crapaud*) schnur=

*) Eine Art neumodischer Schnurrkatzen, welche die Stelle des

ren lassen, und dann schlage dieses Geräusch wie ein Donner in die Bratpfanne, die den besten Braten immer verbrennen läßt. Ich wünsche indessen doch, daß er Ihnen mit dieser crême à la sultane wohlschmecken möge, und wenn Sie heute kommen, um die Ruthe zu küssen, womit Sie gestäupt sind, so sollen Sie an mir eine eben so warme Freundin finden, als Sie ein hitziger Fechter ... gewesen sind. Amalia.

32.

Der Herr Sohn ist schlau.

1778.

Schreiben an die gnädige Frau Mutter.

Nein! Nein! Gnädige Frau, Ihr Herr Sohn wird sein Glück in unserm Dienste nicht machen, wenn er überall Verstand zeigen will. Ich bin ein alter Mann und habe manches Geschäft unter Händen gehabt, aber immer die Leute gefürchtet, die keine Sache gut ausführen können, ohne auch die Ehre davon zu suchen und sich dieselbe in reichem Maße geben zu lassen. Bei mir finden dergleichen Leute nie Vertrauen, und der Mann, der seinem Freund nicht dienen kann, ohne mit einem glänzenden Blicke um seinen Dank zu buhlen, ist doch immer ein eitler Mann, der sich von andern selbstsüchtigen Menschen nur in der sanftern Manier und in einer glücklichern Wahl unterscheidet. Zwar glänzt auch die Freudenthräne in unserm Auge und fließt der Erkenntlichkeit eines Freundes entgegen, den wir glücklich gemacht haben; dieses wissen Sie, gnädige Frau am besten! ... Aber dieser, o

---

Fächels eingenommen hat. Eine Schnurrkatze aber ist so ein Ding, ja es ist so ein Ding, womit die Kinder spielen. A. d. V.

dieser Glanz, wie sehr unterscheidet er sich von dem Ausdruck der gierigen Selbstgefälligkeit, die uns mit einem halb verschobenen Auge im Vertrauen sagt: „Gelt, das habe ich recht klug gemacht! hier habe ich Ihnen recht gedient!“

Jedoch ich will hier der Natur etwas Spielraum lassen, und wo diese endlich die verschiedenen Schattirungen in einander fließen läßt, keine Grenzpfähle schlagen; ich möchte sonst, wenn ich einmal ein bischen Verdienst bei Ihnen nöthig hätte, und Ihnen eine recht gute Handlung von mir erzählen könnte, vor lauter Philosophie davon gar schweigen und der Freundschaft die süßeste Nahrung entziehen. Nur das wollte ich eigentlich sagen: Ihr Herr Sohn muß sich abgewöhnen, für schlau gelten zu wollen.

Unmöglich kann ich den Mann für wirklich schlau halten, der schlau scheinen will. So verführerisch der Ruhm eines überlegenen Verstandes ist, und so gern wir diesem lieben Götzen opfern, so gewiß handeln wir gegen unsere eigene Absicht und gegen unser wahres Interesse, wenn wir uns diesen Ruhm wirklich erwerben, oder ihn wol gar suchen. Der gewöhnlichste Vortheil davon ist, daß Andre auf sich Acht haben, ihr Herz vor uns verbergen und uns als gefährliche Leute fliehen. Wer Schlauigkeit zeigt, will immer dafür gehalten sein, daß er einen Andern überlistigt habe, und derjenige, der uns dieses, es sei nun mit einem Worte oder mit einem Augenwinke, zu verstehen gibt, warnt uns vor sich selbst. Wir müssen immer fürchten, daß er uns auch einmal überlistigen werde. Man liebt aber den Mann nicht, wovon man dieses fürchtet. Die einzige Ruhmsucht, die ich einem jungen Manne verzeihe, ist diese, wenn er wahr und vorsichtig ist, und auch dafür angesehen sein will. Alle übrigen guten Eigenschaften muß er blos handeln und nicht zu sehr glänzen lassen. „Es ist ein durchtriebner Gast,“ sagte unlängst der Herr Obermarschall von ihm zu dem gnädigsten

Herrn, „er weiß Alles, was vorgeht, erräth jeden Blick und sieht mit Falkenaugen.“ Sie können denken, wie mir dieses durch's Herz ging, da der Herr Sohn zu diesem anscheinenden Lobe nicht gelangt sein kann, ohne sich sehr verrathen zu haben. Es ist mir lieb, daß er Alles sieht und weiß, aber es ist mir nicht lieb, daß er sich damit ein so frühzeitiges Lob erworben hat. Glauben Sie mir gewiß, der Fürst wird ihm desfalls nie trauen, und er wird künftig weit weniger sehen und erfahren, als wenn er nichts zu sehen schiene; wenn sein gutes Herz nicht noch etwas wieder gut machte, so würde man ihn wol gar fliehen. Aber wie lange hält ein gutes Herz gegen die Versuchung, Verstand zu zeigen? Wie kann man seinen Verstand besser zeigen, als durch Scharfsichtigkeit? Und was theilt man großmüthiger mit, als das Vergnügen, was uns diese verschafft?

O meine theuerste Freundin! Sorgen Sie für den jungen liebenswürdigen Mann, der Ihnen und uns Allen die vollkommenste Freude machen wird, wenn er sich ein redliches Ziel steckt, mit unwankelbarem Schritt auf dasselbe zugeht, und Alles, was er mit seinen Falkenaugen sucht, sich im Stillen zu Nutze macht. Stellen Sie ihm die Gefahr vor, worin er sich dadurch setzt, daß er der scharfsichtigste und schlaueste Mann scheinen will, und rathen ihm redlich und vorsichtig zu sein. Von Ihnen wird er diesen mütterlichen Rath wol nehmen, und wenn er es mit der Ehrlichkeit nur einige Jahre versucht hat, vollkommen überzeugt werden, daß keine größere Politik sei. Ich habe in meinem Leben keine andre Maxime befolgt, als zuerst zu untersuchen, ob dasjenige, was Andre für mich thun sollten, auch ihr wahrer Vortheil sei, und wenn ich sie davon überzeugen konnte, so hatte ich auch zugleich den meinigen. Dieses ist der natürliche Gang der Redlichkeit, und wer seinen Vortheil mit Andrer Schaden sucht, wird früh oder spät dafür bestraft, er mag auch

noch so viel Klugheit dabei gebraucht und den vollkommensten Sieg davon getragen haben. Ich bin, wie Sie wissen. ꝛc.

33.

Ueber den Unterschied einer christlichen und bürgerlichen Ehe.

1781.

Vor Zeiten gab es nur eine Art von Ehen*), und man verstand darunte r eine solche Verbindung, die Einer nach den Gesetzen der Kirche und des Staats, dessen Mitglied er war, vollzogen hatte. Nachher aber hat man dem Vortrage zu Gefallen, oder aus Mangel eines andern Ausdrucks, dieses Wort weitläufiger gemacht, und nicht allein diejenige Verbindung, welche blos nach den Gesetzen der Kirche und nicht nach den Gesetzen des Staats vollzogen war, eine Ehe genannt, sondern auch in dem Rechte der Natur von Ehen gesprochen, und die besondere Verbindung, worin die Kinder blos der Mutter Namen und Vermögen erben, oder, wie unsre Vorfahren sprachen, na der Mor gan, (nach der Mutter gehen) woraus die Lateiner das Matrimonium ad Morganaticam gemacht haben, eine Ehe zur linken Hand genannt. Diese Vermischung rührt vornehmlich daher, daß der Staat alle diejenigen Ehen, welche unter gewissen Vorschriften in der christlichen Kirche vollzogen werden, entweder ausdrücklich oder stillschweigend für bürgerlich gültig erkennt, und der Kürze halber dem dazu bestellten ordentlichen Pfarrer die Macht überlassen hat, zwei Personen nicht allein kirchlich oder

---

*) Das Wort Ehe kommt von dem altdeutschen Worte Eh oder Ewa, Gesetz, und faßt den Begriff der Gesetzmäßigkeit in sich. A. d. V.

christlich, sondern auch mit bürgerlicher Wirkung zu verbinden.

Hieraus sind aber verschiedene Verwirrungen entstanden, die wol verdienen, aus einander gesetzt zu werden. Die kirchliche Ehe ist immer noch von der bürgerlichen unterschieden, und jene führt bei Weitem nicht in allen Fällen alle die Folgen mit sich, welche Beide zusammenwirken. Man wird solches am besten aus folgenden Beispielen beurtheilen.

Wenn zwei Personen sich, wie es oft geschieht, als Vagabunden oder pro vagis copuliren lassen, so sind sie unstreitig christlich verbunden, und leben in einer kirchlich rechtmäßigen Ehe. Allein sie können nun nicht aus dem Stande der Vagabunden, welchen sie erwählt haben, zurücktreten, ohne von irgend einer Landes-Obrigkeit als Unterthanen aufgenommen zu werden. Geschieht dieses, so erhält dadurch die kirchliche Ehe das Siegel der bürgerlichen Gültigkeit. Geschieht es nicht, so bleiben sie Wildfänge, der überlebende Theil kann sich so wenig auf ein kaiserliches Recht, als auf ein Landrecht beziehen, und die Kinder können ihre Eltern nicht beerben. Die kirchliche Ehe ist folglich hier ohne alle bürgerliche Wirkung.

Eben so verhält es sich mit denen, die sich zwar nicht als Vagabunden, aber doch auch nicht von dem von der Obrigkeit dazu gesetzten Pfarrer, oder mit dessen oder der Obrigkeit Erlaubniß von einem andern copuliren lassen. Dem fremden Pfarrer hat die Obrigkeit nie das Recht übergeben, zweien Eheleuten alle bürgerlichen Rechte mitzutheilen, und so kann dieser ihnen nur die kirchlichen geben. Ihre Beiwohnung ist Pflicht und ohne Sünde; ihre Kinder sind kirchlich echt, aber in Ansehung des Witthums und der Erbfolge kommt ihnen weder Land- noch Stadtrecht zu statten, und wo sie nicht irgendwo als Unterthanen aufgenommen werden, leben sie im Stande der

Verbiesterung*). Die Obrigkeit, worunter sie leben, kann sie als Wildfänge beerbtheilen.

Unsre Eigenbehörigen leben bis auf diese Stunde blos in der kirchlichen und nicht in einer bürgerlichen Ehe. Ihre Kinder erben von ihnen nichts, und der Leibzucht**) des Mannes oder der Frau ist keine bürgerliche Wirkung der Ehe, sondern der dem Gutsherrn bezahlten Auffahrt***). Die Freien, welche in einer Hode†) stehen, sind in gleichen Umständen; ihr Recht hängt von dem durch die Schutzurkunde††) abgelösten Sterbefall ab, und man kann es nicht als eine bürgerliche Wirkung ihrer Ehe ansehen, daß ihre Kinder von ihnen erben, und ihre Wittwen ein gewisses, in jeder Hode bestimmtes Recht haben. So bald sie die Schutzurkunde versäumen, wirkt die kirchliche Ehe jenes nicht. Alle dergleichen blos kirchlich oder christlich verbundene Leute hinterlassen keine Wittwen, sondern nur Relicten. Denn um Wittwe zu werden, mußte man bei den Römern und bei den Deutschen in einer nach kirchlichem und bürgerlichem Rechte vollkom-

---

*) Verbiestern ist soviel, als Herrenlos werden, und sonach als ein bonum vacans dem Landesherrn anheimfallen. Der Ursprung dieses Rechts fällt in die Zeiten, da der Boden noch Keinen zum Unterthanen machte, sondern der nexus subdititius auf Hörigkeit beruhte. Wer damals Keinem hörig war, wurde herrenlos geachtet. Man braucht das Wort verbiestern von Menschen und Vieh, von Häusern und Deichen, die der Eigenthümer verlassen hat. Ein verbiesterter Mensch ist daher zugleich ein Wildfang, albanus oder aubain. Der Albanus unterscheidet sich von dem Forbanno darin, daß jener weder in hundredo noch in plegio mithin extra bannum ist, ob er sich gleich in banno aufhält; dieser hingegen desselben verwiesen ist. Jener genießt des landesfürstlichen Schutzes zu dem Preise, daß ihn der Landesherr beerbt. Dieser hingegen hat gar keinen Schutz und ist vogelfrei.

**) Leibzucht, ususfructus vitalitius.

***) Auffahrt, laudemium.

†) Hode, Hut, Obhut oder Schutz, protectio vel advocatia specialis, plegium, Echte.

††) Schutzurkunde, recognitio huius protectionis. AA. d. V.

menen Ehe gelebt haben. Wie aber das Wort Ehe allgemeiner wurde, hieß man ihre Relicten auch Wittwen. Aber nun nahm auch der Adel den Titel von Douarieren an, und die Notarien erfanden christadlige Ehen, um damit das Wort Ehe, welches zu weitläufig geworden war, zu einer neuen Bestimmung zu stempeln. Eben so hatte er sich lange vorher echte Hausfrauen zugelegt, weil es auch Hausfrauen gab, die nicht echt waren, das heißt, die blos in einer kirchlichen Ehe ohne bürgerliche Wirkung lebten.

So deutlich hieraus hervorgeht, daß der Unterschied zwischen einer kirchlichen und bürgerlichen Ehe sehr gegründet sei, so sehr ist es zu verwundern, daß man in den Lehrbüchern hierauf fast gar nicht mehr fußt, und immer die christliche Ehe mit der bürgerlichen vermengt, da es doch klar vor Augen liegt, daß der Gesetzgeber sich jenes Unterschiedes nützlich bedienen, und damit den unerlaubten Copulationen ein ewiges Ziel setzen konnte, denn die Kirche mag dann immerhin ihr Recht, daß dasjenige, was sie einmal verbunden habe, auf ewig verbunden sei, behaupten. Der Staat darf den kirchlich Verbundenen nur die bürgerliche Wirkung der Ehe weigern, so müssen diese entweder das Land räumen und sich anderwärts als Unterthanen aufnehmen lassen, um die bürgerliche Wirkung ihrer Ehen zu erhalten, oder wo sie geduldet werden, als Wildfänge, die von ihm beerbt werden, ihr Vergehen büßen.

Unstreitig hat es auch in der Verfassung unsrer Leibeigenschaft manchen Fehlschluß veranlaßt, daß wir die christlichen Ehen der Leibeignen als vollkommene Ehen angesehen haben. Unter leibeignen Eltern und Kindern ist zwar eine christliche Verwandtschaft, aber keine bürgerliche, wenigstens hatten sie vordem nicht den geringsten Vortheil von der letzten; Eltern und Kinder, Schwestern und Brüder beerbten sich im eigentlichen Verstande nicht. Sie

zeugen keine Genossen des Staats, und ihre Kinder sind Wildfänge, so bald sie freigelassen sind und keinen neuen Schutz nehmen. Sie haben keine Pflichttheile von ihren Eltern zu fordern, und der Vater hat sie nicht als echter Hausvater in seiner Gewalt. Wenn auch der alte leibeigne Leibzüchter eine freie Person heirathet, so hat diese, was die bürgerliche Wirkung betrifft, nichts mehr, als eine Concubine zu fordern, und die aus dieser Ehe erzeugten Kinder sind den übrigen von ihrem Vater bürgerlich unverwandt. Gleichwol schließen wir bei ihnen oft aus den Rechten, welche nur für christ-bürgerliche Ehen eingeführt sind, und verwechseln aus Menschenliebe den Menschen mit dem Bürger, woraus denn nichts wie Ungewißheit der Rechte entsteht.

Legten wir aber bei einer neuen Gesetzgebung wegen der Ehen, jenen Unterschied zum Grunde, so glaube ich, daß die vielen Schwierigkeiten, welche bisher die Sache verwickelt haben, ausweichen könnten. Traurig ist es zu hören, daß es noch Eheprocesse in der Welt gibt. Man sollte denken, diesen einzelnen Zweig hätten die vielen Bemühungen der philosophischen Gesetzgeber doch endlich so weit bringen müssen, daß gar kein zweifelhafter Fall darin mehr vorkommen könnte. Allein die Verlassung jenes Unterschiedes, wodurch die Kirche unnöthiger Weise mit dem Staate in Collision gebracht wird, und die wenige Hoffnung, welche die weltliche Obrigkeit gehabt hat, hier eine Vereinigung zu treffen, hat es in den mehrsten Staaten immer verhindert, die Ehegesetze vollständig zu machen. Läßt sie aber der Kirche, was der Kirche ist, und geht blos auf die bürgerliche Wirkung der Ehe, so ist es allemal in ihrer Macht, durch eine Nichtduldung oder Landesverweisung diejenige Ordnung zu erhalten, welche das gemeine Beste erfordert.

34.

Ueber die Todesstrafen.

1780.

Es ist zu unsern Zeiten sehr oft die Frage aufgeworfen worden: **woher die Obrigkeit das Recht erhalten habe, diesen oder jenen Verbrecher mit dem Tode zu bestrafen**, und die hierüber gewechselten Schriften haben nicht allein manchen flüchtigen Kopf, der einen Dieb mit eben der Gleichgültigkeit zum Galgen gehen sah, womit er sein Hochzeitsfest angesehen haben würde, zum Nachdenken gebracht, sondern auch unsre ganze Lehre von Verbrechen und Strafen aufgeklärt. Mich dünkt aber immer, daß wir mit diesen philosophischen Untersuchungen noch weiter gekommen sein würden, wenn wir die Frage also gestellt hätten: **woher die Obrigkeit das Recht erhalten habe, diesen oder jenen Verbrecher beim Leben zu erhalten?**

Denn unstreitig lag die Sache im Stande der rohen Natur, und, wie uns die Geschichte zeigt, sogar in dem Stande der ersten Vereinigungen also, daß jeder Mensch Denjenigen, der ihn beleidigt hatte, so weit und so lange verfolgen mochte, als seine Stärke reichte; daß Jeder seinen Feind erschlagen, oder begnadigen konnte, wie es ihm gutdünkte, und daß Einer überhaupt seine Rache so weit treiben durfte, wie er wollte.

Hier nun trat die Obrigkeit, oder vielleicht die Gesellschaft ins Mittel und sprach:

„Lieben Freunde! Eure Rache hat kein Ziel, es treten erst Männer gegen Männer, dann Familien gegen Familien, und zuletzt Bundesgenossen gegen Bundesgenossen auf, und jedes Blut, was vergossen wird, vermehrt eure Wuth, die zuletzt nicht anders, als durch den völligen Untergang der einen oder andern Partei gestillt

werden kann. Dieses Unglück wird unsern Staat zu Grunde richten, oder wir müssen der Privatrache Ziel setzen, und dieses kann nicht besser geschehen, als wenn wir ein Gesetz machen, daß alle Rache der Obrigkeit oder der Gesellschaft überlassen, und wer sich hieran nicht halten will, von uns mit gesammter Hand als ein wilder Mensch verbannt und verfolgt werden soll."

Und wie ihr hierauf die lärmende Menge antwortete: „Was? wir sollten das edelste Kleinod unserer Freiheit, das Recht, uns selbst Recht zu verschaffen, aufgeben? Wir sollten den Dieb, der uns unser sauer erworbenes Gut raubt, nicht würgen? Wir sollten dem Bösewicht, der unsre Ehre angreift, nicht den Dolch in die falsche Brust stoßen, wir sollten den Mörder unsrer Kinder, Freunde und Verwandten nicht bis zum Grabe verfolgen dürfen? ja sogar gezwungen werden, dieses unser Recht einer ruhigen kalten Hand zu überlassen, die sich vielleicht nicht rührte, wenn wir vor Eifer brennen, oder wol gar nur suchte, unsern Zorn mit Hilfe der Zeit zu schwächen, um hernach den Verbrecher in der Stille begnadigen zu können? Nimmermehr kann und darf dieses geschehen!" so war natürlicherweise ihre Antwort, oder doch ihre Meinung diese:

„Was das Letzte betrifft, lieben Freunde, so versichern wir euch hiermit feierlichst: Wer Menschenblut vergießt, dessen Blut soll wieder vergossen werden. Es soll Auge um Auge, Hand um Hand, Zahn um Zahn gegeben werden. Dieses soll unter uns ein ewiges Grundgesetz sein; hingegen soll wider Willen der Beleidigten kein Mitleid stattfinden."

Und nun die obige Frage also gefaßt:

Wie kommt es, daß die Obrigkeit von diesem Originalcontract abgeht, und Verbrecher erhält, die der Privaträcher zu tödten befugt war, oder doch befugt zu sein glaubte:

so kommt es zuletzt darauf an,

in welchen Fällen der Privaträcher sich befugt erachten konnte, Denjenigen, der ihn an seiner Ehre, seinem Leibe oder seinem Gute verkürzt hatte, selbst um's Leben zu bringen?

Denn die Obrigkeit lieh nicht so oft dem Rächer ihr Schwert, als sie den Verbrecher in Schutz nahm. Es war mehr Wohlthat für diesen, als für jenen, daß sie der Privatrache Ziel setzte, und so wäre es ein offenbarer Mißbrauch ihres Amts gewesen, wenn sie dem Verbrecher zu viel nachgegeben und ihn in den Fällen verschont hätte, worin ihn der Beleidigte umbringen konnte. Alles, was sie thun konnte, mußte darauf hinausgehen, den unwilligen oder unglücklichen Todtschläger von dem vorsätzlichen und schuldigen Mörder zu unterscheiden.

Schwerlich wird sich aber jenes so genau angeben lassen. Das Recht der Privatrache geht im Stande der Natur so weit, als die Macht, und man weiß von keinen andern Grenzen*), und wie schwer es gehalten habe, die Menschen von diesem Grundsatze abzubringen, legt sich am mehrsten daraus zu Tage, daß fast kein einziger Gesetzgeber es gewagt, denselben geradezu und auf einmal umzustoßen, sondern überall zuerst gesucht, demselben durch Anordnung gewisser Freiörter, wo der Verbrecher gegen seinen Verfolger sicher war, allmählich zu schwächen.

Diesem nach scheint es, daß man die Vermuthung für die Privatrache, welche noch jetzt in gewissen Fällen, wo

*) Es kommt zuletzt auf die Frage an, wie weit das jus primi occupantis gehe, und ob dieser nicht ein Recht habe, alle Thiere, den Menschen mit eingeschlossen, welche ihn darin stören wollen, über den Haufen zu schießen? Die Regel: Was du nicht willst, das dir die Leute thun sollen, das thue ihnen auch nicht, spricht hier für den occupantem; denn dieser kann sagen, ich verlange nicht, daß man mir besser begegne, wenn ich Andre in ihrem Rechte kränke.

A. d. V.

die Ehre eines Mannes beleidigt ist, aller Gesetzgebung und allen Strafen trotzt, fassen, und von der Obrigkeit den Beweis fordern könne, wodurch sie sich berechtigt halte, gewisse Verbrecher beim Leben zu erhalten?

Diesen kann sie rechtlicher Art nach nicht anders führen, als durch die darüber vorhandenen Gesetze, und wo diese mit Bewilligung des Volks zur Erhaltung eines Verbrechers gemacht sind, da ist dasselbe von dem ersten Contract der Gesellschaft insofern abgegangen, und die Erhaltung beruht auf einem richtigen Grunde. Wo aber dieses nicht geschehen, wo nach den Gesetzen oder dem zweiten Contract des Volks mit der Obrigkeit jeder Dieb gehangen werden muß, da kann man gar nicht fragen, woher diese das Recht habe, einen Dieb am Leben zu strafen, oder man muß sich die Antwort geben, die Mitglieder des Staats haben ihrer ursprünglichen Befugniß, jeden ihrer Feinde, so weit sie konnten, zu verfolgen, nicht weiter entsagt, und die Obrigkeit ist nicht befugt, ihr Mitleid weiter zu erstrecken.

Mitleidige könnten hier einwenden, daß nicht leicht ein guter Mann, dem ein Schaf gestohlen wird, den Dieb sogleich um's Leben bringen würde. Aber Jeder wird sich noch eines Falls erinnern, wo Jemand einem nächtlichen Diebe, der ihm verschiedentlich in den Schafstall gestiegen war, auflauerte, demselben, wie er ihn endlich ertappte, beide Beine und beide Arme zerschlug, und ihn so auf dem Misthaufen sterben ließ. That dieses ein Christ, was mochten dann nicht die rohen Menschen thun? diese machten keinen Unterschied unter dem Wolfe und unter dem Menschen, der ihnen ein Schaf nahm; sie schlugen den Einen wie den Andern todt, und gegen solche Menschen hat die Obrigkeit die Verbrecher in Schutz genommen, aber damit nicht sogleich und überall die Befugniß erhalten, ihren Schutz gegen den Originalcontract auszudehnen, und wol gar ohne eine allgemeine Einwilligung

aller Privaträcher, und zu ihrer größten Unsicherheit, da zu erhalten, wo jene getödtet haben würden.

Zwar lassen sich dagegen auch noch andre Erinnerungen machen, und es können deren verschiedene sehr wichtig sein. Allein ich glaube immer, daß man auf dem angelegten Wege am ersten das wahre Ziel erreichen, und solchen in dem Maße führen könne, daß man zu einer sichern Theorie gelange.

35.

Also sollte man den Zweikämpfen nur eine bessere Form geben.

1780.

Ob unsere Moralisten wohl thun, wenn sie der gekränkten Ehre das Recht, ihre Genugthuung durch einen Zweikampf zu fordern, ganz absprechen, ob die Fürsten durch ihre Gesetze es jemals völlig aufheben werden, und ob es nicht weit besser sein würde, dem unaufhaltbaren Strome sichere Ufer zu geben, dieses sind Fragen, worauf ich mich nicht einlassen mag, weil meine Antwort vielleicht Manchem zu sonderbar scheinen möchte. Indessen habe ich doch immer folgende Geschichte gern gehört.

Zwei Officiere von einem Regimente geriethen im vorigen Kriege mit einander in Wortwechsel, und die Folge davon war eine Ausforderung auf den andern Morgen. Allein des Nachts brach die Armee auf, und es kam bei Anbruch des Tages mit dem Feinde zum Treffen, worin der Beleidigte, indem er seinem Beleidiger das Leben rettete, schwer verwundet wurde. Das Glück wollte, daß er auf ein Gut gebracht wurde, was dem Vater des andern gehörte, der ihn, wie leicht zu denken, auf die liebreichste Art empfing, und ihm alle diejenige Hilfe erzeigte, die er sich nur wünschen konnte. Da das Treffen den Feldzug

für das Jahr geendigt hatte, so kam auch der Beleidiger zu Hause, und der Dank, welchen er seinem Gegner schuldig war, erzeugte bald unter Beiden die innige Freundschaft wieder, worin sie vorher beständig gelebt hatten. Die ganze Familie nahm den aufrichtigsten Theil daran, und Beide philosophirten mehrmals über den Zweikampf, welchen sie nach ihrer Wiederkunft beim Regimente ehrenhalber würden halten müssen, weil ihr Wortwechsel in Gegenwart mehrerer Officiere vom Regimente entstanden war. Beide erkannten die Nothwendigkeit desselben, und selbst der Vater des Einen, der sie Beide als seine Söhne liebte, war der Meinung, daß der Eine Genugthuung haben und der Andre sie geben müßte, weil sonst Keiner mit dem Beleidigten dienen würde. „Aber," versetzte seine liebenswürdige Tochter, die bisher für den Erretter ihres Bruders die zärtlichste Sorgfalt gehabt hatte, und noch immer glaubte, daß Alles Scherz wäre, „können Sie denn nicht gegen einander ein Paar Kugeln vorbeischießen, oder mit stumpfen Degen fechten?" Man schwieg, um sie nicht zu beunruhigen, jedoch ein Jeder dachte bei sich, daß dergleichen Kinderspiele keinem rechtschaffenen Mann geziemten, und daß ein Jeder von ihnen um so viel ernsthafter zu Werke gehen müßte, je größer der Verdacht wäre, daß sie sich als Freunde einander schonen würden.

In diesen Gesinnungen reisten sie miteinander ab, und schwerlich ist ein Abschied zärtlicher und trauriger gewesen. Die Schwester wollte ihren Bruder nicht aus den Armen lassen, oder er sollte schwören . . . aber dieser riß sich fort, und nun wagte sie es in diesem großen Augenblicke, auch den Erretter desselben zum erstenmal zu umarmen, und ihn zu beschwören — aber auch er entwandte sich ihren mächtigen Thränen. Der Vater sah ihnen mit segnenden Augen nach, und hoffte, sie würden als Männer von Ehre handeln.

Indessen hatte er doch die Vorsicht gehabt, und den

ganzen Vorfall ihrem General gemeldet, weil es ihm wirklich zweifelhaft geschienen, ob die Sache einen Zweikampf erforderte, und er denselben nur aus dem Grunde gebilligt hätte, daß ein Mann von Ehre auch in einem zweifelhaften Falle seine Genugthuung mit dem Degen suchen müßte. Der General gab Beiden, so wie sie ankamen, Arrest, versammelte sämmtliche Officiere vom Regimente, und trug ihnen den Fall vor, so wie ihn diejenigen die bei dem Streite gegenwärtig gewesen waren, bestätigten. Alle erkannten einmüthig, daß die Sache durch eine Erklärung des Beleidigers gehoben werden könnte, und wie dieser sich dazu auf das freimüthigste erklärte, umarmten sie sich Beide, und die sämmtlichen Officiere, vom General an bis auf den jüngsten Fähndrich, umarmten Jeden von ihnen, zum Beweise, daß sie dieselben für Männer von Ehre erkennten.

So endigte sich diese Sache, und ich bin gewiß, daß die Hälfte von allen so geendigt werden könnte, wenn der Zweikampf wieder erlaubt, und es nur unter der strengsten Strafe verboten würde, daß Keiner dergleichen eingehen sollte, ohne Vorerkenntniß des Regiments. Hierdurch würden alle zweifelhaften Fälle, welche gewiß die Hälfte, wo nicht zwei Drittel ausmachen, sofort wegfallen, und wie leicht können vernünftige Officiere, wenn sie wollen, eine Sache so stellen, daß sie zweifelhaft scheine.

Dagegen aber würde ich auch ein Gesetz fordern, daß, sobald das Regiment auf den Zweikampf erkennte, beide Theile so lange kämpfen sollten, bis Einer auf dem Platze bliebe, um der Leichtfertigkeit, womit Manche zum Degen greifen und sich wider ihre Absicht unglücklich machen, einigen Einhalt zu thun.

Uebrigens glaube ich nicht, daß man jemals bei den nördlichen Völkern, die von jeher den Zweikampf geliebt, und auch eben so lange den Meuchelmord verabscheut haben, auf andre Weise etwas ausrichten werde.

Mir scheint der Zweikampf in obiger Form die letzte mögliche Einschränkung der Selbstrache zu sein. Moses wagte es nicht, diese ganz aufzuheben, vielmehr ließ er ihr ihren Lauf, und setzte derselben die Freistätte entgegen. Die spätern Juden mochten sich bis zu Sonnenuntergang selbst rächen dürfen, denn Christus sagt, sie sollten ihren Zorn auch nicht einmal bis dahin währen lassen. Die Deutschen konnten sich bis zur dritten Sonne selbst Recht schaffen, ohne dadurch den Landfrieden zu brechen. Aber bei allen diesen Einschränkungen behielt der Beleidigte doch mehrentheils das Recht, binnen der ihm zur Selbstrache erlaubten Frist seinen Feind mit ungleicher Gewalt und mit ungleichen Waffen zu überfallen, und wenn er seiner mächtig wurde, nach Willkür zu behandeln. Um diesen und andern wilden Ausbrüchen der Selbstrache vorzubeugen, glaube ich, schränkte man sich auf einen förmlichen und feierlichen Zweikampf ein. Hiedurch behielt die Natur ihr Recht, und der Gesetzgeber muß zufrieden sein, wenn er das Mögliche sicher erreicht hat.

Die Franzosen erlauben einem Manne, der seinen Proceß verliert, in der Publications-Audienz die gröbsten Injurien gegen seine Richter, weil sie glauben, die Natur lasse sich so weit nicht unterdrücken. Aber sobald er das Audienzzimmer verlassen hat, darf er seine Empfindungen nicht mehr frei reden lassen.

36.

Gewissensfrage eines Advocaten.

1779.

Ich bin ein Advocat und habe schon manche Sache vor Gericht vertheidigt, aber unter allen noch keine so ungerecht gefunden, daß ich solche abzuweisen nöthig erachtet hätte. Gleichwol ist meine Partei mehr, als einmal in

alle Kosten verdammt worden, und ich habe daraus schließen müssen, daß ich mich mit Vertheidigung einer ungerechten Sache abgegeben habe. Dieses beunruhigt mich, und ich möchte daher gern wissen, wie weit die Grenzen meiner Pflicht gehen.

Ein alter guter Freund sagte mir, der Advocat verhielte sich wie ein Soldat, der die Sache seines Herrn auf's beste vertheidigen müßte, ohne sich um die Gerechtigkeit derselben zu bekümmern, so wie die raison de guerre es mit sich brächte, daß man gegen seinen Feind kein Gift gebrauchen, und keine Patrouillen ermorden dürfte, so brächte es auch die raison du barreau mit sich, daß man nur keine falsche Urkunden und falsche Zeugnisse gebrauchen, und wenn die Partei des Krieges müde wäre, dieselbe nicht vom Frieden abrathen müßte, weiter ginge die Pflicht des Advocaten nicht.

Allein diese Vergleichung ist meines Ermessens nicht völlig genau. Es sind höhere Ursachen, warum der Soldat sich nicht um die Gerechtigkeit der Sache, wofür er sein Leben wagt, bekümmern darf, und daß Einer sich keiner Betrügerei schuldig machen, und keine Parteien, die den Frieden suchen, gegen einander verhetzen dürfe, ist eine gemeine Pflicht, die allen Menschen obliegt. Jene Frage ist also dadurch nicht erörtert, und ob mir gleich Andre sagen, der sicherste Weg, sich in solchen Fällen zu rathen, sei dieser, daß man nicht gegen sein eignes Gewissen handle, und die Vertheidigung keiner Sache übernehme, die man selbst ungerecht findet, so ist mir doch auch damit nicht sattsam geholfen, weil ich mehrmals bemerkt, daß eine Sache, die mir anfangs ungerecht geschienen hat, in der Folge, wenn ich erst von allen Gründen und Umständen erwärmt worden bin, eine ganz andre Gestalt gewonnen habe. Und so habe ich immer alle Sachen, die mir beim ersten Anblick ungerecht schienen, aus einem billigen Mißtrauen in meine ersten Einsichten

annehmen müssen. Daher mag es auch gekommen sein, daß ich noch niemals in dem Falle gewesen bin, eine mir aufgetragene Vertheidigung abzulehnen.

Es muß also entweder einem Advocaten erlaubt sein, alle Sachen ohne Unterschied anzunehmen und zu vertheidigen, oder man muß ihm einen Probirstein anweisen, woran er sofort die falschen von den echten unterscheiden könne, und um die Mittheilung dieses Probirsteins bittet inständigst N. N.

Adv. immat.

37.

Große Herrn dürfen keine Freunde haben wie andre Menschen.

1778.

Schreiben des Königs von — an — —

Mein lieber N.

Ich danke Ihnen für Ihren wohlgemeinten Wunsch, ob ich gleich keine Hoffnung habe, ihn jemals erfüllt zu sehen; auf Freunde und Freundschaft müssen wir Großen, wie man uns nennt, Verzicht thun. Alles, was Strenges und Unangenehmes im Staate gesagt oder verfügt werden muß, kommt auf unsre Rechnung, die Herrn Minister, von dem größten bis zum kleinsten, schleichen sich hinter Ihro Majestät, und so müssen wir die Schuld von allem Bösen tragen, wozu wir aber schwerlich im Stande sein würden, wenn wir uns nicht so hoch hielten, oder so hoch halten ließen, daß uns nicht ein Jeder in's Herz sehen kann. Es ist kein Sündenbock, worauf so viel fremde Schuld gelegt wird, als auf uns; dies ist unser Loos, und zwar unser von Gott gezogenes Loos, welches Einer für Alle tragen muß, und was uns immer nöthigen wird, auf einer gewissen Höhe zu bleiben, die sich mit der Freund-

schaft nicht zu wohl verträgt. Sogar wird es uns von Jugend auf zum Gesetz gemacht, gar keine vertrauten Freunde zu haben oder zu hören. Wie leicht zögen wir sonst einen Mann, der weniger Verdienst und mehr Angenehmes hätte, als ein andrer, im Umgange hervor, und das wäre an uns Ungerechtigkeit; bei uns muß die Vorstellung des Ministers immer mehr gelten, als die Vorbitte eines Freundes, oder Jener würde uns nicht dienen, und der Mensch durchscheinen, wo allein der Fürst handeln darf. Es ist eine große Frage, ob Könige und Fürsten ein eignes Herz haben dürfen. Das meinige ist mir nur bekannt, weil es oft leidet. Wie mancher edle, verdienstvolle und liebenswürdige Mann hat nicht schon für mich geblutet! Aber ich darf bei seinem Falle nicht lange weinen, ich muß, ja ich muß noch Mehrere aufopfern, und zu dem Gipfel des Berges flüchten, um das Wehklagen im Thale nicht zu hören. O, es ist eine grausame Sache, König zu sein. Ich muß der Unterdrückten Unschuld gegen die Mächtigen, welche meinen Thron umgeben, Recht schaffen, und was würden Jene zu hoffen oder Diese zu fürchten haben, wenn ich mich ganz zu mir selbst herabließe, und mit ihnen ganz Freund, ganz Mensch wäre. Dieses darf Keiner wünschen, der in den Fall kommen kann, worin er meiner Hilfe bedarf. Nun, mein lieber N., wissen Sie, was ich bei Ihrem Wunsche, daß ich so glücklich werden möchte, den Dunstkreis, der mich umgibt, verlassen, und mich meinen Freunden in meiner natürlichen Gestalt zeigen zu können, gedacht habe. Seien Sie indeß versichert, daß ich auch wahre Verdienste von Weitem kenne, und die Ihrigen vorzüglich schätze.

38.

Schreiben eines Edelmanns ohne Gerichtsbarkeit an seinen Nachbar mit der Gerichtsbarkeit.

1783.

Die ganze Nacht habe ich von dem edlen Kleinode geträumt; aber diesen Morgen beim Thee, wie gestern Abend bei der Bouteille bleibe ich dabei, daß die hohe Gerichtsbarkeit über ein Dörfchen in meinen Augen etwas sehr Lächerliches und bei Weitem der Kosten nicht werth sei, die man darauf verwenden muß; ich bleibe dabei, daß überhaupt mit dem prächtigen Worte Gerichtsbarkeit vieler Unsinn verknüpft werde, und Mancher von uns sich besser stehen würde, wenn er auf Alles, was dahin gerechnet werden kann oder mag, den feierlichsten Verzicht thäte, und weiter nichts, als die Rechte des echten Eigenthümers auf seinem Grund und Boden verlangte. Denn es geht über dieses Wort den Herrn des Landes oft eben so wie uns; wir glauben Beide einander zu nahe zu kommen, und im Grunde spielen wir die Comödie vom eifersüchtigen Manne, der die Hirschpastete in den Hausgraben werfen ließ, weil er glaubte, das Geweihe, was darauf saß, ziele auf ihn. In der That, mein Freund! es fehlt an bestimmten Erklärungen in der Sache, an einer reinen Sprache und an einem aufrichtigen Verfahren von beiden Seiten. Wir Edelleute suchen in mancher Handlung etwas Besonderes und wollten sie gern zu einem Hoheitsrechte stempeln, und die Herrn des Landes legen in manche von unsren Handlungen eine Absicht und eine Gefährde, die sich nur in den Köpfen ihrer Rathgeber befindet, aber indem sie so vermuthen und wir uns so stellen, so haben die schlauen Vögel in der Stadt ihren Spuk mit uns, und anstatt die Gerste in's Brauhaus zu fahren, fährt der Knecht sie zum Advocaten.

In Ansehung der hohen Gerichtsbarkeit gaben Sie selbst gestern Abend ziemlich nach, wie ich Ihnen vorrechnete, was eine Inquisition und Execution kostete, wenn Ihnen auch der Landesherr sein ganzes Inventarium, welches Sie doch eigentlich selbst halten müßten, dazu liehe. Sie fanden etwas Widerliches darin, keine halbe Stunde weit jagen zu dürfen, ohne in eine neue Herrlichkeit zu kommen, und auf dem Boden derselben sofort ihren Halsherrn anzutreffen, und es schien ihnen weit bequemer, daß man für hundert Herrlichkeiten nur ein wohlbesetztes Obergericht, nur einen Land-Physicus, nur einen Land-Chirurgus, nur einen Scharfrichter, nur ein Gefängniß und nur eine Marterkammer hätte, als daß jede Herrlichkeit alle diese Stücke, und wahrscheinlich von mindrer Güte, besonders unterhalten müßten. Sie liebten es nicht, auf jedem Kreuzwege einen Galgen zu finden, und glaubten, die Fremden würden ein Land barbarisch nennen, worin es so fürchterlich aussähe. Sie fühlten endlich, daß das einzige Obergericht auf demselben Grunde beflehe, worauf unser Stadt-Brauhaus steht, nämlich, daß es mehrere Herrlichkeiten zusammen halten, damit nicht Jeder nöthig habe, dergleichen für sich allein zu unterhalten; daß die Wahl, sowie die Beeidigung des Braumeisters um deßwillen der höchsten Obrigkeit überlassen sei, damit nicht hundert Köpfe mit ihren hundert Sinnen das Ding alle Augenblicke verwirren möchten, und daß die Brau-Ordnung, oder, wenn Sie wollen, die Gerichts-Ordnung das Hauptwerk sei, wovon man sich nur nicht ausschließen lassen dürfe.

„Aber die Untergerichte," sagten Sie, „o dieses Kleinod geht über Alles. Diese bezahlen noch zu Zeiten ihren Mann, und die Herrn des Landes mögen immer den Galgen behalten, wenn wir nur die Sporteln und Strafen genießen, welche mit jenen verknüpft sind, oder, wo wir auch den Vortheil nicht achten wollten, nur in dem

Besitze bleiben, unsre Hintersassen gegen die Plünderungen und Plackereien anderer Untergerichte zu schützen."

Allein auch hierin kann ich Ihnen, mein lieber Herr Nachbar, so schlechterdings nicht beipflichten. Die Sporteln und Strafen wollen wir nur gleich wegwerfen, sie bringen ohne Plünderung in einem kleinen Districte selten so viel, als das Gehalt des Gerichtshalters ausmacht, und ich erinnere mich eines sächsischen Dorfs, worin alle vierzehn Tage Gericht gehalten, und des Mittags bei der Tafel geklagt wurde, daß heute nicht so viel eingekommen wäre, als der Braten betrug, welchen der Herr Gerichtshalter mit verzehrte. Der Schutz Ihrer Hintersassen würde wichtiger sein, wenn die gemeinschaftlichen Untergerichte, welche wir im Lande mit Sporteln erhalten und natürlicherweise besser von Vielen, als von Wenigen übertragen lassen können, nothwendig plündern müßten. Dieses ist aber offenbar irrig, und wenn es geschieht, so ist dieses ein Fehler, den wir dadurch nicht abwenden können, und nicht abwenden sollten, daß wir anstatt eines gemeinschaftlichen Unterrichters deren zehn unterhalten, die weit eher in die Versuchung, wo nicht in die Nothwendigkeit gesetzt werden, so viel herauszupressen, als sie kosten und verzehren. Je angesehener dergleichen Männer sind, und schlechte wird man doch in der guten Absicht, seine Hintersassen zu erhalten, nicht nehmen, desto mehr muß man ihnen geben, und ohne einen solchen beeideten Mann läßt sich im H. R. Reich keine Justiz pflegen. Nach dem Geiste der deutschen Verfassung hat man dem Landesherrn gewisse bestimmte Sporteln und Strafen zugestanden, um davon das hohe und niedrige Justiz-Inventarium zu unterhalten, und es ist eigentlich wider diesen ursprünglichen Contract, wenn man dem Landesherrn die Beschwerden lassen und die Vortheile entziehen will.

Wenn wir Alle so verfahren und alle Bruchfälle in unsern Dörfern an uns ziehen wollen, so wird im Grunde

nichts weiter dabei herauskommen, als daß unsre Hintersassen und Leibeigne dasjenige auf eine andre Art ersetzen müssen, was solchergestalt dem gemeinen Oberhaupte entzogen wird. Denn dieses will doch eben so gut, wie unser Pfarrer unterhalten sein, der, wenn Jeder von uns seinen Caplan hält, von unsern Leuten so viel mehr nehmen muß.

Ich erinnere mich hierbei eines alten Städtchens, worin die Bürgerschaft, oder Namens ihrer der Kaiser, dem Magistrate den Weinkeller und die Apotheke angewiesen hatte, um aus dem Gewinnste von beiden alles, was zu seiner und der Stadt Nothdurft erfordert werden würde, zu bestreiten. Eine Zeitlang ging dieses vortrefflich, und der Vortheil von Aquavit und Rhabarber reichte allein hin, den Bürgermeister und sechzehn Rathsherrn zu unterhallen. Allein nach und nach erlaubten diese Herrn einigen Vettern und Freunden auch Aquavit zu schenken, und ein Laxirtränkchen zu verkaufen, und nun mußten die armen Bürger Schoß und Steuern geben, um die Lücke zu füllen, welche durch diese Vergünstigung in der Stadtkasse entstand. Die Bürger wollten sich zwar anfangs widersetzen und behaupten, die Weinschenke und die Apotheke wäre nach dem ursprünglichen Contracte ein Heiligthum des gemeinen Wesens, welches der Magistrat nicht hätte schmälern können. Allein sofort traten einige Rechtsgelehrte auf und riefen mit lauter Stimme, der ursprüngliche Contract wäre längst durch die Verjährung abgeändert, und die Vettern und Freunde des ehemaligen Bürgermeisters, denen die Bürgerschaft nichts schuldig war, durften in dem ruhigen Besitze des Erschlichenen nicht gestört werden. Die Gelehrten auf den Universitäten pflichteten den Gelehrten in dem Städtchen bei, und bis auf den heutigen Tag müssen alle dessen Bürger Schoß und Steuern bezahlen, weil die Länge der Zeit die Untreue des ersten Bürgermeisters verwischt hat. Ja, was noch

mehr ist, die Bürger, welche den Weinkeller und die Apotheke für ihre Obrigkeit erhalten wollten, wurden schimpfweise Regalisten genannt, während der Zeit, daß die Vettern und Freunde des Bürgermeisters, die den Handel mit Wein und Arzneien für ein freies Gewerbe erklärten, sich Patrioten nennten, ohnerachtet es handgreiflich war, daß diese die gemeine Stadtkasse geplündert hatten, und jene für die Steuerfreiheit der Bürger stritten.

Doch, mein werthester Herr Nachbar, die Geschichte dieses kleines Städtchens sollte mich bald zu weit und wol gar zu der Behauptung führen, daß Alles, was ein einzelner Mann nicht sonderlich nützen oder doch nicht gehörig bestreiten kann, Einem aber sehr viel werth ist, dem Fürsten als dem Einen, nicht aber Andern, denen der Staat nichts schuldig ist, zuerkannt und für ein sogenanntes Regal gehalten werden müßte. Ich will also nur geschwind wieder einlenken, und Ihnen sagen, wie ich glaube, daß ein Edelmann als Herr auf seinem echten Eigenthume und in Kraft der hausherrlichen Gewalt alles das haben könnte und haben sollte, was zu seinem wahren Vortheil gehört, wenn wir nur eine reine Sprache und bestimmte Begriffe hätten.

Der Vater hat keine Gerichtsbarkeit über seine Kinder, der Mann nicht über seine Frau, der Herr nicht über sein Gesinde, der Abt nicht über seine Mönche, der Gutsherr nicht über seine Leibeigne, weil es so wenig eine Gerichtsbarkeit über die Seinigen, als eine Dienstbarkeit auf eignem Boden gibt. Aber es gibt eine väterliche, männliche, hausherrliche, äbtliche und gutsherrliche Macht, vermöge welcher ein Vater, Mann, Hausherr, Abt und Gutsherr alles dasjenige haben kann, oder doch haben sollte, was zu seinem Zwecke dient, und es kommt nur darauf an, die Grenzen zwischen dieser Macht und der Gerichtsbarkeit gehörig und deutlich zu bestimmen.

In dem ersten Menschenalter ging jene Macht sehr

weit, und Niemand bekümmerte sich darum, wie jeder Hausvater mit den Seinigen handelte, wenn er nur nicht über eine gewisse Grenze hinausging; in dem heutigen Menschenalter hingegen mischt sich die Gerichtsbarkeit in Alles. So wenig jene älteste Verfassung sich zu unserm Jahrhundert schickt, so sehr scheint mir hingegen die letzte von aller Politik abzuweichen, und ich sollte glauben, die Bestrafung der Unzucht, der Untreue und andrer Verbrechen von Kindern und Gesinde, könnte der väterlichen und hausherrlichen Gewalt so lange überlassen werden, bis der Eine oder der Andere den Beistand der Gerichtsbarkeit suchte. Wenigstens scheint mir eine gar zu frühe Einmischung der letzten in häusliche Verbrechen sehr bedenklich zu sein, da diese in der Stille eher, als durch öffentliche Beschimpfungen gebessert werden können.

Eben so könnte einem echten Eigenthümer auf seinem Boden die Macht zugestanden werden, seine Zeitpächter, die darauf wohnen, durch Pfändungen zu Bezahlung ihrer Pacht anzuhalten, die aufgezogenen Pfande, wenn der Zeitpächter sich solches gefallen läßt, selbst ohne Zuziehung des Gerichts zu verkaufen, Entschädigungen für Feld- und Waldschaden von ihnen zu nehmen, und überhaupt mit ihnen, wie mit seinem Gesinde zu verfahren, ohne daß der Gerichtsherr sich darüber beschweren dürfte. Die Rede ist hier blos von der Bestrafung solcher Leute, die ab- und zuziehen können, nicht aber von Erbpächtern oder andern, die ein Recht an den Boden haben. So wenig dem Erbverpachter über diese auch nur die mindeste Macht zugestanden werden kann, so unbedenklich scheint es mir zu sein, ihm über jenen etwas Mehreres einzuräumen, da es sein eigenes Interesse erfordert, sein Gesinde und seine Zeitpächter auf eine gute Art zu behandeln, weil sie sonst von ihm wegziehen werden. Aus einem ähnlichen Grunde muß die Macht eines Abtes über seine Mönche und des Gutsherrn über seine Leibeigne weit eingeschränkter, als

die herrliche über Gesinde und Zeitpächter sein, weil jene das Kloster und ihre Gründe nicht so, wie diese Dienst und Pacht verlassen können.

Jedoch, es würde zu weitläufig sein, alle die Fälle, welche der Macht ohne Gerichtsbarkeit überlassen werden können, anzuführen. Genug, daß der Gesetzgeber sie bestimmen und damit die unendlichen Streitigkeiten über die Frage, was zur Gerichtsbarkeit gehöre, vermindern kann. Ich bin u. s. w.

39.

Vorschlag, wie die Kirchhöfe aus der Stadt zu bringen.

1779.

Die Verlegung der Gottesäcker oder Kirchhöfe außerhalb der Stadt ist lange der allgemeine Wunsch gewesen; man wird aber auf dessen Erfüllung nicht rechnen dürfen, bevor man nicht die Schwierigkeiten aus dem Wege räumt, welche sich gegen eine solche Veränderung sträuben. Diese sind von mancherlei Art, und ich will versuchen, ob ich sie nicht mit guter Manier auf die Seite schieben kann, denn heroische Mittel wirken in dergleichen Fällen, wo es auf die Einbildung der Menschen ankommt, oft den unrechten Weg, und was ein Mensch von dem andern in der Güte erhalten kann, muß man ihm nicht abzuzwingen suchen.

Unsre Vorfahren haben viele besondere Feierlichkeiten mit der Begrabung ihrer Leichen verknüpft, die eines Theils auf die allgemeine Sicherheit der Menschen, andern Theils auf die Ehre und Belohnung der Verdienste, und dritten Theils auch auf einen Vortheil der Kirchen und Kirchenbedienten abzielen.

Zur ersten Art gehört, daß die Leichen nicht zu früh begraben, sondern einige Tage in ihren Särgen zur Schau

gestellt und hernach unter einer öffentlichen Begleitung an einen gemeinschaftlichen Ort abgeführt werden. Hätte ein Jeder dafür das Recht erhalten, seine Todten in der Stille und bei seinem Hause verscharren zu mögen, so würde vielleicht Mancher lebendig ins Grab gekommen, Mancher erschlagen oder vergiftet und Mancher als todt begraben sein, der sich der Nachforschung Andrer hätte entziehen wollen. Dieses wollten unsre Vorfahren verhindern, und nach ihrer Absicht sollte der Sarg so lange offen stehen, bis die ganze Leichenbegleitung sich von dem wahren und natürlichen Tode des Verstorbenen durch ihre eignen Augen überzeugt hätte, und desfalls zu jeder Zeit ein Zeugniß ablegen könnte.

Zur zweiten gehört die sogenannte letzte Ehre, welche Verwandte, Freunde, Verehrer, Amtsgenossen und andre Freiwillige dem Verstorbenen erzeigen, und womit sie des rechtschaffenen Mannes Lob und das allgemeine Leid des Staats öffentlich verkündigen, auch Andre zur Nachahmung aufmuntern wollten. Dieses sollte gleichsam die Ehrensäule des guten Bürgers und der Triumph des Patrioten sein. Mit einer Begrabung ohne Gesang und ohne Klang wollten sie ungefähr so viel ausrichten, als wir mit dem Zuchthause.

Eine vernünftige Politik schuf die dritte Art. Man sah, daß die Menschen in jeder Ehrensache großmüthiger und freigebiger waren, als in einer andern, und wie man zum Unterhalt der Armen, der Kirchen und Kirchenbedienten nicht gleich förmliche Steuern ausschreiben wollte, damit auch vielleicht nicht das wahre Verhältniß getroffen haben würde, so suchte man die Ehre zu reizen und dieser eine milde Beisteuer abzugewinnen. Auf eine gleiche Art hoffte man bei den Leichen einen Beitrag zum Unterhalt der Armen und Schulen zu erhalten, und die Erfahrung hat gezeigt, daß diese Politik ihres Zwecks nicht verfehlt habe. Die Steuer ist um so viel ergiebiger ge-

wesen, jemehr sie dem freien Willen überlassen ist, und da der Mensch nur einmal sterben kann, so hat man auch nicht befürchtet, daß dem Staate eine gar zu beschwerliche Last daraus zuwachsen würde. Mehrere Vortheile, welche Jedem bekannt sind, übergehe ich, sowie Alles, was die Religion angeht, weil wir hier die Sache nur von ihrer politischen Seite betrachten können.

Alle diese wichtigen Vortheile fürchtet man zu verlieren, wenn die Grabstätten außerhalb der Kirchen und der Stadt angewiesen würden. Man fürchtet, die Leichenbegleitungen würden bei dem weiten Wege und bei schlimmem Wetter beschwerlich werden, und sich natürlicherweise vermindern. Man fürchtet, die Ehre würde ihren Reiz verlieren, und Jeder sich zuletzt mit einem schwarzen Leichenwagen, in der frühesten Morgenzeit, und mit einem Worte, ohne alle opfernde Ceremonie, zur Ruhe bringen lassen, so wie solches in großen Hauptstädten, wo der Ceremonien leicht zu viel werden, wo Keiner sich darin mehr unterscheiden kann, und wo folglich ihre ganze Wirkung aufhört, längst geschehen ist.

Unsere heroischen Cameralisten würden sich vielleicht darüber wegsetzen, und sich wol gar freuen, daß alle diese eitlen Ausgaben vermieden, die Heirathen, wenn die Haushaltungen solchergestalt erleichtert würden, vermehrt und alle Kräfte blos zu ihrem Vortheil gespannt würden; sie, die hier gleich Aberglauben und Thorheit in ihrem feierlichsten Gewande entdecken, die Kirche und ihre Bedienten eines frommen Eigennutzes beschuldigen und die Leidenschaften der Menschen mit Ausschluß aller andern besteuern wollen; sie, die noch neulich in einem Lande aus öconomischen Gründen die Kreuze und Kronen, womit die Gräber und Särge daselbst besetzt wurden, verboten, und damit einen allgemeinen Aufstand unter dem Volk erweckt haben. Allein dergleichen großen Männern ist nicht immer sicher zu folgen, und es war für die Kirche, welche daselbst

die Kronen von allerlei Art zu vermiethen und auch für ein Kreuz auf das Grab etwas zu genießen hatte, ein jährlicher Schaden von hundert Thalern, der dort nun auf eine für die Eingepfarrten lästigere Art ersetzt werden mußte. Unseres Orts wollen wir wenigstens erst versuchen, ob wir nicht das Alte und Neue verbinden und solchergestalt durch einen Mittelweg das Ziel erreichen können.

Alle drei Absichten können unsrer Meinung nach füglich erhalten werden, wenn die Leiche vor wie nach aus dem Sterbehause abgeholt, sodann nach einem kurzen oder langen Umgange in die Kirche gebracht, hier entweder mit oder ohne Musik empfangen, und nachdem Alles, was man dabei in der Kirche vornehmen will, vollbracht ist oder auch noch während der Zeit von den Trägern zur Kirche heraus und entweder auf Schultern oder zu Wagen ohne andre Begleitung auf den Kirchhof außer der Stadt gebracht wird. Hierdurch wird nicht allein in der ganzen Oekonomie unsrer Vorfahren nichts zerstört, sondern auch noch den Begleitern wenigstens die Hälfte des Ungemachs, was mit der Abführung nach dem Kirchhof, besonders bei schlimmem Wetter, verknüpft ist, erspart. Ja die Leichenabführungen können auf diese Art noch feierlicher gemacht, die Personalien, welche seit der Zeit, daß die bürgerlichen Tugenden ihren Werth verloren haben, aus der Mode gekommen sind, wieder eingeführt, noch mehrere Gesänge, als oft im Regen geschehen kann, gesungen, die Gemüther der Trauernden zum Opfer für die Armen gerührt, und die Thränen der Leidtragenden deutlicher, als bei ungestümem Wetter unter freiem Himmel bemerkt werden.

Alles dieses erfordert keine mehrere Zeit, als die vorige Weise, und der Weg aus der Kirche nach dem Trauerhause, um dort entweder noch einmal zu weinen oder noch etwas Trost zu holen, bleibt der nämliche. Fallen Seu-

chen und Krankheiten ein, welche eine minder feierliche Abführung erfordert, so wird ein sogenannter Lügensarg zur Abführung in die Kirche, und für die Begleiter eben die Erinnerungen erwecken können, welche er in andern Fällen erweckt, und so wird auch darin Keinem etwas abgehen.

Uebrigens kann, um der guten Meinung der Menschen in billigen Dingen nichts zu entziehen, dem Gottesacker außer der Stadt eben die Heiligkeit und Sicherheit mitgetheilt werden, welche derselbe in der Stadt hat, und gewiß läßt sich solche an einem völlig umschlossenen Orte besser, als hier erhalten, wo ein gemeiner Weg darüber geht. Hier wird Mancher, wenn entweder der Raum zu enge oder das Gras zu gut ist, bald auf diese, bald auf jene Art in seiner Ruhe gestört, und Keiner würde auf sein Grab eine Rose ohne Gefahr blühen lassen können. Die Ruhe ist hier nicht so still und so sicher, wie es die weiche Wehmuth ihrem Geliebten wünscht, und Keiner kann hier die Einsamkeit finden, welche der Schmerz sucht. Hier kann Keiner mit Recht auf sein Grab setzen lassen, daß er in seinem Leben Keinem beschwerlich gewesen, und es auch nach dem Tode nicht sein wolle. Hier fällt bei einem täglichen Anblicke der heilige Schauer weg, welcher Youngs Phantasie so sehr erhöhte, und die trauerklagende Muse krächzt blos ein Leichencarmen herauf. Hier findet sich selten der Raum dem zwar unerklärbaren, aber immer doch natürlichen und nützlichen Triebe der Menschen, sich ein Andenken nach dem Tode zu stiften, mehr als einen glatten Stein zu opfern, und hier wird man nicht leicht das alte: Sibi vivus posuit antreffen.

Aber ein wohlverwahrter Kirchhof vor der Stadt kann alle diese Vortheile und noch mehrere vereinigen; er kann nämlich auch seine Absonderung für Diejenigen, die nicht mit Andern in Gemeinschaft ruhen sollen, haben; er kann wie bei den Herrnhutern, zur heilsamen Erbauung für

die Lebenden eingerichtet werden; er kann, da Niemand gewöhnlich darüber geht, auch Niemanden durch ein eingesunkenes Grab, wie es auf dem Stadtkirchhofe oft geschieht, gefährlich werden, und man hat bei Seuchen nicht zu fürchten, daß die Todten die Lebenden anstecken. So viele wesentliche Vortheile müssen und können alle Religionsverwandte dahin vereinigen, ihre künftigen Ruhestätten an einem gemeinschaftlichen Orte vor der Stadt, wofür die Landesobrigkeit hoffentlich gern sorgen wird*), zu nehmen, und Gott mit dem Pfarrer zu Fontenay zu bitten, daß er Diejenigen im Himmel beisammen lassen wolle, die dort nach der Schlacht in seinem Pfarrsprengel eine gemeinschaftliche Grube verschloß, und hier sodann von einerlei Würmern brüderlich werden verzehrt werden.

40.

Toleranz und Intoleranz.

Ein Philosoph, als er unlängst die Ausschweifungen des englischen Pöbels las, sagte er für sich: „Der Pöbel ist doch überall Ochs, er hat zwei Hörner, den Aberglauben und die Intoleranz. Nimmt man sie ihm, so kann man ihn weder fassen noch anspannen, und läßt man sie ihm, so richtet er oft Unglück an. Indessen glaube ich doch, daß es besser sei, sie ihm zu lassen, als zu nehmen;

*) Auf den römischen Grabmälern findet man häufig die Buchstaben S. A. D. oder die Worte: sub ascia dedicavit, und die Gelehrten streiten über deren Bedeutung. Wahrscheinlich gab es aber zu Rom ein Zimmeramt, oder, wie wir sprechen, ein officium structurae, und wer etwas daran bezahlte, konnte es erhalten, daß sein Grabmal auf ewige Zeiten rein und schön bewahrt wurde. Eine solche dedicatio sub ascia könnte auch bei den Kirchhöfen vor der Stadt eingeführt werden. A. d. V.

nur muß man dafür sorgen, daß die Ochsentreiber ihre Hörner ablegen."

Seine Frau, welches dieses hörte, und nie schweigt, wenn von Hörnern die Rede ist, machte hierbei die Anmerkung: „Nun weiß ich doch, warum den Männern Hörner zugeschrieben werden, uns Weibern aber nicht. Die Regenten müssen sie ablegen und tolerant sein, aber die Unterthanen können die ihrigen ohne Nachtheil nicht missen."

Wenn die Aufklärung unsrer Zeiten es auch nur so weit bringt, daß die Regenten tolerant werden, so mag der Pöbel und was dazu gehört, immer stößig bleiben.

41.

Etwas zur Naturgeschichte des Leibeigenthums.

1781.

Es mögen ungefähr achtzig Jahre sein, daß ein gewisser Mann, er mag Robinson heißen, sich mit einigen zusammengebrachten Familien auf die See begab, und auf einer von ihm zuerst entdeckten Insel eine Colonie errichtete. Für ihn war dieses ein sehr wichtiges Unternehmen, indem die Leute, welche er mitnahm, Nichts in der Welt hatten, und von ihm so lange unterhalten werden mußten, bis sie sich selbst ernähren konnten. Auch setzte er sein ganzes ansehnliches Vermögen dabei zu, und was ihm in der ersten Zeit seine Colonisten an Zinsfrüchten entrichteten, ward guten Theils zu ihrem eignen Besten wieder verwandt, indem er ihnen nicht allein eine Mühle, sondern auch eine Schule und Kirche bauen ließ, und einen Pastor und Richter hielt. Sein Sohn und Erbe trat nach seinem Tode in des Vaters Fußstapfen und Rechte, und wandte ebenfalls Alles an, um seine Insel mit ihren Einwohnern glücklich zu machen. Diese

verhielten sich dagegen ruhig und fromm, und waren froh, einen Herrn zu haben, der zu rechter Zeit sparte, und ihnen zur Zeit der Noth seinen Vorrath eröffnete. Keiner dachte an's Wegziehen, auch war dazu kein Schiff vorhanden, und vielleicht hätten sie auch nie daran gedacht, wenn nicht während der jetzigen amerikanischen Unruhen ein Kaper dahin verschlagen wäre, der ihnen von dem glücklichen Zustande andrer Colonien und besonders von der darin herrschenden Freiheit ein so reizendes Bild gemacht hätte, daß Alles, was sich auf der Insel befand und besonders die Jugend beiderlei Geschlechts sich auf einmal vorsetzte, mit ihm davon zu gehen, um diese goldne Freiheit zu küssen. Die Colonie hatte sich damals noch nicht so stark vermehrt, daß sie eine solche Auswanderung vertragen konnte. Der junge Robinson widersetzte sich also derselben, und verlangte, daß sie da bleiben sollten. Allein die aufgebrachte Jugend, von dem Kaper angeflammt und unterstützt, fragte ihn stürmisch: „Ob er sie denn als Leibeigne behandeln wollte? ob nicht ihre Väter als freie Engländer mit ihm zur See gegangen wären? und wo der Contract wäre, wodurch sie sich und ihre Nachkommen ewig dem Joche untergeben hätten, was man ihnen jetzt auflegen wollte.

„Mein Vater," antwortete Robinson, „hat sein ganzes Vermögen daran verwandt, um euch ein Schiff zur Ueberfahrt, Unterhalt, Aecker, Häuser, Mühle und Kirche zu verschaffen. Noch haben er, so wenig als ich, jährlich so viel von euch erhalten, daß wir auch nur einmal für die Zinsen des eurentwegen aufgewandten Capitals entschädigt sind, und wenn ihr mich jetzt verlaßt, so bin ich ein armer unglücklicher Mann, dem Aecker, Häuser, Mühle und Kirche zu Nichts dienen. Was soll ich mit dem Pastor ohne Gemeine, und mit dem Richter, welchen ich euch gesetzt habe, ohne Gerichtssassen anfangen? Mein ganzes Capital geht nicht allein verloren, sondern ich bleibe auch

in einer Last sitzen, die mich völlig zu Grunde drückt. Eure Väter mögen also sich und ihre Nachkommen meinem Vater und seinen Nachkommen übergeben haben oder nicht, ihr mögt euch Leibeigene oder Freie nennen, genug ich habe ein Recht auf euch, das euch zwingt, hier zu bleiben; der Vorschuß meiner Familie ist eine Schuld, die auf euern Leibern haftet, eure Väter hatten Nichts, als diese, wie sie der Meinige auf seine Kosten überführen ließ, und nie würde er sich zu dieser mißlichen Unternehmung entschlossen haben, wenn es nicht unter der selbstredenden Bedingung geschehen wäre, daß sie und ihre Nachkommen ihm wenigstens so lange haften sollten, bis er seines ganzen Vorschusses wegen entschädigt sein würde. Eure Aecker und Häuser mögen euch oder unsrer Familie gehören, es liegt nichts daran, aber ohne eure Hände ist mir Alles nichts werth, und ich muß euch hier behalten, oder ihr raubt mir mein ganzes Vermögen."

Die Leute stutzten und vermochten nicht zu antworten. Allein hier nahm der Kaper für sie das Wort und behauptete mit der ihm eigenen Keckheit: „Freiheit und Eigenthum wären unveräußerliche Rechte der Menschheit, die Niemand mit gutem Willen fahren ließe. Wer sich also außer dem Stande der Freiheit befinde, der habe allemal Zwang erlitten, und Zwang binde Niemandem zu Rechte, sobald man nur mächtig genug sei, sich demselben zu entziehen. Gesetzt aber auch, die Väter dieser Colonie hätten sich für ihre Personen verbinden können, so wäre es doch nicht in ihrer Macht gewesen, ihre Kinder und Nachkommen in's Unendliche zu verbinden. Sobald diese dem Herrn der Insel den väterlichen Acker und allenfalls Alles, was sie von ihren Vätern ererbt hätten, zurückließen, so könnten sie mit ihrem Leibe gehen, wohin sie wollten. Dieses Gesetz habe die Natur, wie Locke, der Gesetzgeber von Amerika, gesagt, selbst gegeben, und es sei vielleicht die grausamste Constitution auf diesem Erdboden, welche in

dieser Colonie herrschte, und nach welcher Einer nicht einmal seinen nackten Leib sollte davon tragen dürfen."

Das Beste hierbei war, daß es dem Kaper kein Ernst war, die jungen Insulaner mitzunehmen, und daß diese also bleiben mußten, wo sie bisher, ohne daran zu denken, ob sie dazu verbunden wären oder nicht, sich glücklich geschätzt hatten. Inzwischen gab doch dieser Vorfall nachher oft zur Untersuchung der Frage Anlaß, ob das Recht des Herrn solchergestalt in's Unendliche gehen, und ihm, wenn die Umstände darnach wären, die ganze Nachkommenschaft zu eigen machen könnte? Der Pastor behauptete, „es sei dieses die wahre patriarchalische Verfassung. Kinder und Knechte wären so lange in der Hörigkeit der Altväter geblieben, bis sie daraus mit seinem guten Willen wären erlassen worden, und dieses sei selten geschehen, weil nicht leicht ein Freigelassener das Vermögen gehabt, eine besondere Colonie anzulegen und dieselbe zu der Zeit, da Niemand das Land, sondern jeder Altvater nur die Seinigen geschützt hatte, gegen Andre zu schützen. Alles habe sich daher zum Stamme gehalten, und das Haupt desselben sei dagegen verbunden gewesen, sie zu ernähren, zu schützen und wohl zu halten. Man habe das Band der heutigen Unterthänigkeit, nach welchem Einer frei zu- und abziehen konnte, und einem Fürsten nur so lange unterworfen wäre, als man sich in dessen Lande befinde, gar nicht gekannt; daher auch Joseph von den Aegyptern die Eigengebung erfordert hätte, wenn sie von dem Könige ernährt sein wollten. In der heutigen Verfassung würde er blos gesagt haben: „Kinder, bleibt im Lande, damit euch der König Brod gebe;" in der damaligen Verfassung aber, worin die Pharaonen keine Könige von Aegypten, sondern patriarchalische Könige in Aegypten gewesen wären, und über die ihnen unangehörigen Einwohner des Landes nicht zu gebieten gehabt hatten, hätte er nothwendig von einer Uebergabe ihres Leibes

sprechen müssen; die Uebergebung des Leibes und Vermögens sei blos Huldigungsformel in der auf Hörigkeit gegründeten Monarchie der Vorwelt."

Der Richter setzte hinzu: „Die Natur gebe Jedem, der eine Colonie anlegte, und den Verlag davon thäte, dieses Recht; es sei eine stillschweigende Bedingung des ersten Originalcontracts, daß die Colonisten nicht wieder davon laufen sollten, und blos in dem Falle, da die zugenommene Bevölkerung den Verleger gegen die Gefahr des Verlustes sicher stellte, werde jenes Recht unnöthig; alsdann aber sei der Mensch so geartet, daß er ein Recht, was er nicht gebrauchte, von selbst fahren ließe. Daher würde man bei zunehmender Bevölkerung die Leibeshaft mit allen ihren Folgen immer mehr und mehr verschwinden und nur dasjenige davon beibehalten sehen, was wahren Nutzen brächte."

Die Insulaner wollten sich aber doch mit diesen Gründen nicht beruhigen, und verglichen sich endlich mit dem Robinson dahin, daß nach fünfzig Jahren ein Jubeljahr verkündigt und Jedem freigelassen werden sollte, zu ziehen, wohin er könnte und wollte. Robinson willigte hierin um so viel lieber, weil er eines Theils hoffte, daß die Insel in dieser Zeit hinlänglich bevölkert sein würde, und es andern Theils selbst hart fand, die Nachkommen seiner Colonisten in alle Ewigkeit haften zu lassen.

Indessen erhellt hieraus, daß es nicht sowohl Krieg und Tyrannei, als natürliche Bedürfniß und Verbindlichkeit in der Jugend eines Staats gewesen, welche den Leibeigenthum oder die Leibeshaft so früh und so allgemein eingeführt hat. Denn Leute, welche Nichts hatten, mußten froh sein, daß man ihnen Credit auf ihren Leib gab.

42.

Die Politik im Unglück.

1775.

Briefe eines Frauenzimmers.

H . . . den 30. Nov. 1773.

Verbrennen Sie geschwind meinen letzten Brief, worin ich über den hohen Fall unserer großen A . . . . gespottet habe. Wahr bleibt es zwar immer, sie ist eine recht stolze Frau. Da sie sich aber durch das größte Unglück, was ihr begegnen konnte, nicht niederschlagen läßt, und in der Art, womit sie solches erträgt, so viele Klugheit, als Standhaftigkeit zeigt, so soll sie von nun an nicht mehr der Gegenstand meines Spottes, sondern meiner größten Hochachtung sein. Auf einmal ein Vermögen, was man auf 500000 Mark schätzte, zu verlieren; ein Haus, was das prächtigste in der Stadt war, mit einem kleinen Stübchen zu verwechseln; Equipage und Livree, wenn man von Jugend auf daran gewöhnt ist, nicht mehr zu haben; selbst die Stelle der Hausmagd und der Kammerjungfer vertreten zu müssen; sich von dem Vergnügen, in allen Gesellschaften zu glänzen, hundert Bewundrer und Anbeter um sich zu haben, und den Ton in allen Moden zu geben, plötzlich beraubt zu sehen . . . und diesen entsetzlichen Fall mit Klugheit und Standhaftigkeit zu ertragen, sich in alle die traurigen Folgen desselben gelassen zu schicken, darin einen neuen Muth zu fassen, und der hämischen Freude aller Neiderinnen kein niederträchtiges Opfer zu bringen, wenn das keine Bewunderung verdient, so weiß ich nicht mehr, was man bewundern soll. Des Tags vorher, wie der Bankerott ihres Mannes ausbrach, war sie noch in ihrem völligen Glanze bei mir, aber gestern besuchte sie mich in ihrem neuen Aufzuge, kam durch den tiefen Schnee zu Fuße, und hatte ihr wollenes Röckchen so aufgehoben,

als wenn sie besorgt gewesen wäre, daß etwas daran verderben möchte. „Ich habe nicht ermangeln wollen," sagte sie zu mir, „mich Ihnen zu empfehlen, und Sie zu ersuchen, mir einige Arbeit zu gönnen, wenn Sie mich dazu tüchtig halten." Sie sagte dieses mit einem so freimüthigen und ungezwungnen Anstande und redete von ihrem Unglücke mit so vieler Mäßigung, daß ich ohne alle Besorgniß, sie zu kränken, ganz frei mit ihr darüber reden konnte. Wir philosophirten lange zusammen, ohne daß ihr eine bittere Klage gegen ihren Mann oder dessen Gläubiger entfiel. Sie ließ sich, sie ließ Andern Gerechtigkeit widerfahren, und das mit so vieler Würde, daß ich es nicht wagen mochte, ihr einige Hilfe anzubieten. Aber beim Weggehen konnte ich mich nicht enthalten, sie zu umarmen und ihr in's Ohr zu sagen, sie wäre eine recht stolze Frau. „Das bin ich," erwiderte sie, „und jetzt noch mehr, als jemals; ich will zeigen, daß ich bessere Ansprüche auf Hochachtung habe, als diejenigen waren, die mir vorhin das Glück geliehen hatte" und ohne Knicks ging sie fort. Was sagen Sie dazu, meine Theuerste! Verdient ein solches Beispiel nicht eine Stelle in der bürgerlichen Geschichte? Leben Sie wohl für heute.

H . . . den 18. Dec. 1773.

In voriger Woche ist man endlich mit dem öffentlichen Verkaufe der A . . . schen Sachen zu Ende gekommen. Die Frau war immer dabei, und sorgte dafür, daß Alles ordentlich vorgelegt und zum Theuersten verkauft wurde. Die Neugierde hatte eine Menge von Leuten herbeigezogen, um dieses sonderbare Schauspiel mit anzusehen, vielleicht auch, um ihre Augen an der gefallenen Schöne zu weiden. Aber diese schien darauf nicht einmal Acht zu haben; sie brachte ihren Schmuck, ihre Kleidung und alle ihre besten Sachen, so wie ein Stück nach dem andern verkauft wurde, selbst hervor. Es war eine ungeheure Menge von aller-

lei zum weiblichen Putz gehörigen Ueberflüssigkeiten und darunter wirklich sehr viel Kostbares, was die vornehmste Dame sich nicht besser hätte wünschen können. Sie that dieses mit einer solchen Entschlossenheit, daß sie von Jedermann bewundert wurde. Man bemerkte weder Verzweiflung noch Betrübniß in ihren Augen, sondern höchstens dann und wann ein kleines Lächeln, welches der vergänglichen Ehre zu spotten schien. Nur wie sie ihre Hemden hereinbrachte, glaubte man und sagte es sich einander in's Ohr, daß sie draußen geweint haben müßte, und wirklich, ihre Augen hatten eine etwas geschwindere Bewegung, wie man wol zu haben pflegt, wenn man eine ausbrechende Thräne in der Geschwindgkeit verbergen will. Ein reicher Kaufmann erstand die Hemden und wollte ihr ein Geschenk damit machen. Allein sie weigerte sich solche wieder anzunehmen, unter dem Vorwande, daß sie sich künftig mit ganz andern behelfen müßte. Beide wurden hierüber verlegen; der Kaufmann, weil seine Gabe öffentlich verschmäht wurde, und sie, indem sie aus der plötzlichen Stille der ganzen Gesellschaft merkte, daß man ihr diesen Stolz übel deutete. Sie, die es am ersten fühlte, überwand sich aber gleich, und nahm das Geschenk unter der Bedingung an, wenn es ihr erlaubt würde, die Hemden wieder zu verkaufen und statt derselben das Geld anzunehmen. Der Stolz des Kaufmanns ward hierdurch sogleich auf die angenehmste Art beruhigt; er nahm selbst ein Hemd nach dem andern, bot es den Anwesenden feil, und nun war keine Dame, die nicht wenigstens ein Hemd vierfach bezahlte, für das schlechteste gab man hundert Mark. Hier konnte das edle Weib den Thränen nicht widerstehen; diese allgemeine Theilnehmung an ihrem Unglück brach ihr das Herz, und die ganze Gesellschaft gab sich die zärtlichste Mühe, ihr etwas Tröstliches und Verbindliches zu sagen. „In meinem größten Glücke," erwiderte die rechtschaffene Frau, „ist mir nie so sehr

geschmeichelt worden, als heute. O Unglück, wie Vieles lehrst du mich! und wie Vieles habe ich dir zu danken!"

In dem Taumel der Dankbarkeit und zärtlichen Empfindungen riß ich sie nach geschlossenem Verkauf mit fort in meinem Wagen, und brachte sie unvermuthet zur Gesellschaft, worin sie vordem die erste Person gespielt hatte. Es schien ihr dieses zwar nicht angenehm zu sein, jedoch fand sie sich sogleich, und begegnete den jungen Herrn, die sich mit einem neugierigen Ungestüm um sie versammelten, mit einer unnachahmlichen Bescheidenheit. Der Kreis verlor sich, ohne daß sie ihn verscheuchte oder aufzuhalten bemüht war. Sie fühlte ihre Würde, ohne daraus eine Rolle zu machen, und erweckte stilles Mitleid, ohne die Unglückliche zu spielen. Diejenigen, welche sie zuerst mit einer hämischen Freude erblickt hatten, vertieften sich in heimliche Bewunderung, und verziehen ihrem Unglück den unbeleidigten Stolz. Man wollte, sie sollte spielen, aber sie verbat durchaus die Karte, und wie die übrige Gesellschaft sich diesem gewöhnten Vergnügen überließ, setzte sie sich zu unserm redlichen R..., der auch nicht zu spielen pflegt, und zog ihn, wie ich aus einigen Worten schloß, über verschiedene Entwürfe zu Rathe, welche sie in Absicht auf ihren und ihrer Kinder künftigen Unterhalt gemacht hatte. Er antwortete ihr nur immer mit Lebhaftigkeit: „O Alles, was Sie unternehmen, wird Ihnen gerathen; meine Kasse ist Ihnen zu Dienste; mit einer so klugen Einschränkung, mit einem so entschlossenen Muthe, mit so vieler Einsicht..." Aber sie unterbrach ihn oft und schien mit allen diesen treuherzigen Schmeicheleien unzufrieden zu sein, wie ich aus der Bewegung ihrer Hände wahrnahm, die, was mir in's Lachen fiel, so eifrig gegen einander gingen, als wenn sie noch ihren Fächel mit Brillanten darin gehabt hätte. Was endlich beschlossen wurde, hörte ich nicht; sie dankte ihm aber auf die verbindlichste Weise und fuhr mit mir zurück, da ich sie denn bei ihrer

Wirthin, einer Handschuhmacherin, absetzte, die ihr sogleich entgegenflog, und sie auf das Liebreichste bewillkommnete.

„Gute Nacht, meine Liebe," sagte sie zu mir, und dieses will ich auch jetzt zu Ihnen sagen: Also, gute Nacht, meine Liebe.

Ich habe gestern den ganzen Abend mit unserer guten A... philosophirt; es ist ein allerliebst vernünftiges Weib. Wir kamen auf die Scham, welche eine unglückliche Person in ihrer Erniedrigung insgemein empfindet, und auf die falschen Mittel, die sie dann ergreift, um ihre Blöße zu bedecken. Dieses, merkte ich wohl, war eine Lieblingsunterredung für sie, weil sie dadurch eine Gelegenheit erhielt, den Plan ihres ganzen Betragens zu rechtfertigen, und Unglückliche, wie Sie wissen, thun nichts lieber, als sich rechtfertigen. Ich will sehen, ob ich den Sinn ihrer Worte wieder zusammenbringen kann, denn ich wünschte Ihnen auch ein recht vortheilhaftes Bild von ihr zu machen. „Wenn Sie Ihren Wagen zerbrechen," sagte sie zu mir, „so machen Sie sich keinen Schimpf daraus, zu Fuße und auch wol ein bischen durch den Koth zu gehen, wenn es nicht anders sein kann; bleibt irgend ein Schuh stecken, nun so versteht's sich, man geht sodann im Strumpfe, besonders wenn es kein Wetter ist, sich lange zu verweilen. Unterwegs erzählen sie dann Allen, die ihnen begegnen, ihr kleines Unglück, damit die Leute nicht glauben mögen, sie wären von den Leuten, die zu Fuße reisten; sagen auch wol zu sich selbst, daß Sie dieses nur um deswillen thäten, damit man Sie nicht für eine Landstreicherin ansehen möchte, die irgendwo mit einem Schuhe flüchten müssen, denn man will doch in seinen eignen Augen nicht gern eitel scheinen, und wenn Sie diese kleine Ceremonie mit sich und Andern beobachtet haben, so schämen Sie sich ihres Zustandes, wenn Sie in einem Schuh zu Fuße gehen, nicht weiter. Dieses ist nun gerade mein

Fall auch, nur mit dem Unterschiede, daß meine Reise zu Fuße vielleicht etwas länger ist, und besonders, daß ich die eitle Erzählung ersparen kann. Die ganze Stadt weiß meinen Fall; habe ich ihn verdient, so muß ich mich bessern, wo ich nicht im Kothe stecken bleiben will, und habe ich ihn nicht verdient, so muß ich auch laufen, daß ich auf's Trockne komme. In beiden Fällen thut meine Aufführung dasjenige, was ihre kleine Erzählung thut. Sie sagt den Leuten, zu welchen alle ich nicht selbst gehen möchte, daß ich nicht als eine Landstreicherin zu Fuße gehe. Meine Einschränkung bis auf's Nothwendigste hat die Wirkung, daß mich Niemand flieht, weil Niemand besorgen darf, daß ich etwas von ihm bitten oder borgen will. Jemehr ich in meinen Handlungen Klugheit und Entschlossenheit zeige, desto größer ist das Vertrauen, was ich mir erwerbe, und die Achtung, die ich auf diese Weise erlange, hält mich für die Bewunderung schadlos, die man ehedem meinem Aufzuge weihte. Ein bischen Koketterie läuft hier vielleicht mit unter, aber dieses edle Ingredienz unsrer Natur mag immer bleiben, wenn es so gut wirkt. Wenn ich mich in einem falschen Staate erhalten und in einem prächtigen Elend leben wollte, so würden Sie mir nicht so freundschaftlich begegnen, Sie würden sich vor meinen Klagen und Zumuthungen fürchten, mir aus dem Wege gehen, wol gar meine Redlichkeit in Zweifel ziehen und mich für eine stolze Frau halten. Dieses ist meiner Empfindung nach so klar, daß ich keinen Menschenverstand haben müßte, wenn ich hier in der Wahl der Mittel fehlte. Die falsche Scham findet sich blos in dem Herzen einer Kokette ohne Verstand, die ihre eigenen Vortheile nicht kennt, und blos in einer einzelnen Situation, wo ihr Alles zu Hilfe kommt, glänzt, sobald ihr aber die fremde Hilfe fehlt, sich die Bewunderung erbetteln will. Was könnte mich reizen, auf die Gefahr, lächerlich zu werden, eine so elende Figur zu machen, da ich den sichern Weg,

im Unglück groß zu bleiben, vor mir habe? oder halten Sie es für etwas Großes und Nachahmungswerthes, daß die Frau eines Schuhflickers in Rom nicht zur Kirche geht, ohne einen Dominichino hinter sich zu haben, den sie sich für einen Stüber miethet? Mir gefällt nichts, als was meinen Umständen angemessen ist; hiermit versöhne ich aller Welt Stolz und Neid, und man steht mir dagegen Hochachtung freiwillig zu, die ich vergeblich fordern und noch vergeblicher erbetteln würde ..."

Mich däucht, dieses ist eine sehr vernünftige Politik; ich finde nun nicht, daß sie sich ihres wollenen Röckchens zu schämen habe, und verehre die Frau, die ihn mit so vieler Ueberlegung angelegt hat. Vor acht Tagen sah ich sie bei dem französischen Residenten. Es half nichts, sie mußte sich in ihrem jetzigen Anzuge malen lassen, und der Maler hat seitdem schon mehr, als zehn Copien davon machen müssen. So begierig ist Jedermann, ihr seine Hochachtung zu zeigen. Es fällt mir hierbei ein, daß Sie mir auch noch Ihr Bildniß schuldig sind. O! lassen Sie sich doch ja auch in Ihrem ländlichen Anzuge malen, die große Draperie hat jetzt Vieles von ihrem Werthe bei mir verloren, ich schätze heute nichts, als Vernunft und Herz, und Sie, meine Theuerste! die Beides von der besten Art besitzen.

H ... den 5. Febr. 1774.

Sie haben Recht, meine Liebe, es ist nicht Allen gegeben, oder besser, nicht Alle verstehen die Kunst, sich so fein herabzulassen, wie es unsere A ... thut, besonders, wenn es ein Muß ist. Allein besser ist doch immer besser, und Jedermann muß gestehen, daß sie in der Art, wie sie ihren Fall ertragen, einen großen Verstand gezeigt habe. Es ist ihr aber auch so leicht nicht geworden, wie es jetzt nach geschehener Arbeit aussieht. Ich wünsche, daß Sie es nur einmal aus ihrem eigenen Munde hören

möchten, wie sauer ihr der erste Kirchgang nach ihren veränderten Umständen geworden ist, und was die Frau gelitten, wie ihres Vaters Bruder ihr den Antrag gethan hat, einen Ammenplatz anzunehmen. Sie würden gewiß eben so laut heulen, wie ich gethan habe. „Bei aller Entschlossenheit und mit einem Muthe, worauf ich mich lange geübt hatte," sagte sie, „stieg mir doch immer das Herz in die Höhe, wie ich das erstemal in die Kirche ging, ich hätte keinen Laut hervorbringen können, und wie ich vor die Kirchenthür kam, wo sonst mein Wagen gehalten, und ein Bedienter mir Platz gemacht hatte, preßte sich eine wahrlich recht bittere Zähre aus meinen Augen, so heißtrocken sie auch waren. Im Hingehen durch die Kirche zogen sie sich fest zu, und wie ich mich gesetzt und gebetet hatte, mußte ich die Augenlieder mit dem Finger unvermerkt ein bischen in die Höhe schieben, weil sie nicht aufgehen wollten, und ich konnte sie nicht wenden, ohne überall einem spöttischen oder neugierigen Blicke zu begegnen. Unter diesem drückenden und schadenfrohen Anschauen habe ich wol zehn Sonntage zubringen müssen, ehe die hämische Neugier sich allmählich zu einer mitleidigen Bescheidenheit gewöhnen wollte. Aber doch war diese Empfindung noch Nichts gegen dasjenige, was ich bei der grausamen Barmherzigkeit meines Oheims empfand. Sie wissen, mein Kind, das nur acht Wochen alt war, als mich das Unglück traf, starb während dem ersten Schrecken, und ich hatte es selbst gesäugt, weil es eben damals Mode war, und die Prinzessin von .... sich dieser mütterlichen Pflicht unterzogen hatte. Mein Oheim ließ mich sogleich rufen, und fragte mich ohne weitere Umstände, wie es mit der Milch stünde, und ob ich wol das Kind der Amtmännin zu .... die eben in den Wochen gestorben war, annehmen wollte; ich würde dort, fügte er, ohne meine Antwort zu erwarten, hinzu, gut gehalten werden, den Leuten hier aus den Mäulern kommen, und die Kost besser haben, als

ich sie mir mit meiner Hände Arbeit würde verschaffen können; meine beiden Kinder wollte er indessen unterzubringen suchen ... Sie können denken, wie mir hierbei zu Muthe war, und was es mir kostete, einem jungen naseweisen Arzte, den mein Oheim hatte rufen lassen, und der mir, als einer künftigen Amme, allerhand Fragen that, nicht eine Grobheit zu sagen. Zu meinem Glücke erstarben mir die Worte im Munde, ich fing an zu schluchzen, meine Beine wollten mich nicht halten, ich fiel auf einen Stuhl, und in dem Augenblick kam ein Brief vom Amtmann, worin er meldete, daß er aus Besorgniß, der Schrecken möchte meine Milch verdorben haben, ein gutes Landmensch in meine Stelle genommen hätte, und mir also nicht dienen könnte. Hier fing ich an Athem zu schöpfen, und mein Oheim war so gut, mich mit dem zärtlichsten Troste, wie er es sehr bedauerte, daß die Gelegenheit fehlgeschlagen wäre, zu verabschieden. Und für diese Güte mußte ich ihm dann noch danken."

O! wären Sie doch bei dieser Erzählung gegenwärtig gewesen! die arme Frau saß neben mir auf dem Kanapee vorübergebogen, den Ellenbogen auf das Knie gestützt, die Augen auf den Boden geheftet, und schlug sich bei dem Wort „danken" mit der zugemachten Hand vor die stolze Stirn. Ich legte ihr meine Arme um den Rücken, und bat sie freundschaftlich, nicht wehmüthig zu werden. Aber sie fühlte und hörte es nicht, und war bei der bloßen Erzählung dieser grausamen Erniedrigung ganz außer sich gerathen. Dennoch hat sie sich damals überwunden, und ihren Oheim nicht böse gemacht, von dem sie auch noch die beste Hilfe genießt. Ja sie hat ihn durch ihre kluge Einschränkung und eben dadurch, daß sie ihn von aller Furcht befreit hat, ihr einige Hilfe geben zu müssen, nach und nach dergestalt eingenommen, daß er sehr Vieles für sie thut, und in ihrer Gesellschaft eine wahre Freude findet. Blos der erste Schrecken, daß sie mit ihren Kindern

ihm nur allein auf den Hals fallen würde, hatte den guten Schöps dahin gebracht, seine Nichte für eine Amme auszubieten.

Hier dachte ich meinen Brief zu schließen, aus Furcht, er möchte zu lang werden. Da ich aber eben Zeit und Lust zu schreiben habe, weil die Gesellschaft abgesagt ist, so will ich Ihnen doch noch Eins von meiner Heldin erzählen. Sie können es aber nach Ihrer Bequemlichkeit Morgen oder Uebermorgen lesen.

Wie sie Braut gewesen war, hatte ihr ein alter Bedienter ihres Vater heimlich tausend Mark zu Tändelgelde geliehen, was sie auch in einigen Abenden glücklich vermanscht hatte. Dieses Geld war des armen Kerls ganzes Vermögen, was er in seinem dreißigjährigen Dienste erspart hatte. Bei dem Ausbruch des Concurses hatte sie sich dieser Schuld nicht erinnert; der Gläubiger hatte sie auch aus Achtung für ihr väterliches Haus nicht gemahnt, und so war der Concurs geendigt, ohne daß dieser ehrliche Mann etwas erhalten hatte. Auf einmal kommt er vorige Woche zu ihr, sagt aber doch kein Wort von seiner Forderung, sondern begegnet ihr, wie der Tochtee seines vormaligen Herrn. Allein sie fiel vor Schrecken zur Erde. „Und nie,“ sagte sie einige Tage nachher zu mir, „habe ich das Entsetzliche meines Zustandes so sehr empfunden, als in diesem Augenblicke. Meine ganze Habseligkeit,“ fuhr sie fort, „bestand damals eben in drei Mark vier ß.; das Geld, was ich für meine Hemden empfangen hatte und mir geschenkt wurde, hatte ich zur Befriedigung einiger geringen und armen Gläubiger, die aus dem Concurs Nichts empfangen sollten, angewandt, weil ich es nicht ertragen konnte, daß diese Leute, die das Ihrige sauer verdient und selbst kein Brod hatten, über mich seufzen sollten. Zu verkaufen hatte ich Nichts, weil ich weiter Nichts behalten, als was zur äußersten Nothdurft gehörte. Was sollte ich thun ... Der arme Kerl fing an

zu weinen und wollte mich trösten, indem er sagte, er käme ja nicht, um etwas von mir zu begehren, er wollte wohl sehen, daß er sich noch behälfe. Aber ich erinnerte mich jetzt, daß er schon zur Zeit, wie ich noch im Ueberfluß lebte, Noth gelitten, und die Zinsen, die ich ihm damals bezahlt, ängstlich begehrt hatte. Ich erinnerte mich, o meine Theuerste, welche Erinnerungen! daß er Frau und Kinder hatte, die mich zu Zeiten um einige Beihilfe angesprochen, und nun mußte ich hören, daß dieser Mann bescheiden genug sein wollte, mir das Seinige zu lassen. „O, mein Freund, rief ich ihm ängstlich zu, komm Er morgen wieder, Er soll das Seinige bis auf den letzten Pfennig erhalten, wenn noch Menschen in der Welt sind, die ein Herz haben.“ Mehr konnte ich nicht sagen, ein heimlicher Fluch auf mich selbst entwischte mir in einer Art von Wuth, ich ging aber noch desselben Tages in die Gesellschaft bei dem Residenten, zog ihn mit einer Lebhaftigkeit, die er, wie ich wohl merkte, für eine halbe Verwirrung ansah, auf die Seite und erzählte ihm mein Unglück. Ach er ... (das Wort wollte nicht heraus und ihr Gesicht glühte) ... sammelte für mich, und ich erhielt das Geld für den guten Menschen, der es des andern Tages durchaus mit mir theilen wollte, das ich aber, dem Höchsten sei Dank! nicht angenommen habe ...“

Gestehen Sie jetzt, meine Theuerste, daß die feine Herablassung, wie Sie es nennen, die ganze Kraft einer edlen Seele, eine wahre Rechtschaffenheit, und die größte Ueberwindung erfordere. Gestehen sie aber auch, daß man einer solchen Person nicht zu viel Hochachtung erweisen könne, und daß wir Recht haben, wenn wir uns um die Wette beeifern, dieser Unglücklichen einige angenehme Stunden zu verschaffen. Gestehen sie endlich, daß es auch in dem städtischen Zirkel bisweilen eine schöne Natur gebe, die eine heilige Betrachtung verdient, ich bin davon ganz enthusiasmirt ... auch mir ist dabei eine süße Thräne ent-

fallen . . . könnte ich Sie, meine Beste, in einem glücklichern Augenblicke versichern, daß ich ganz die Ihrige sei?

H . . . den 26. März 1774.

Wie ich mein letzteres eben endigte, kam mein alter Licentiat F . . . zu mir, und von einer Thorheit zur andern ging ich endlich so weit, daß ich ihm meinen Brief, den ich an Sie geschrieben hatte, vorlas. „Hab's lang gesagt, mag's aber auch wol wiederhol'n," fing er an, wie ich auf den Onkel Schöps kam, „wir sind alle solche Schöps'n. Wenn ein' unglückliche Person die Mien' hat, daß sie uns beschwerlich fall'n wird, und diese Mien' hat ein' jede, so lang' sie Ein'n nicht fingerdeutlich vom Gegentheile überführt, so will man sie stracks zur Kinderwärterin abwürdigen; 's ist hier keine Hilfe, denkt man, ein Wenig's erkleckt nicht, und nach Vielem wird viel und mehr erfordert werden, als man geben kann. Besser also flugs, als langsam gebroch'n und sich Undank erkauft. Mag sie's doch sich selbst zurechnen, daß man ihr aus dem Gleise weicht, könnt's ja gescheider anfangen; 'nmal, auch wol zweimal hilft man ihr wol, aber dann ist's auch aus, ihr Unglück kümmert Ein'n weiter nicht. Wenn man aber weiß, daß die Person ihre tausend und ein Bedürfnisse so gemindert hat, daß sie von dem Krautkopfe, den sie noch übrig hat, satt wird, so freut's ein'n zu helfen; man läuft ihr überall entgeg'n, hält ihr den offnen Beutel zu, und ist bei meiner Treu ein großmüthiger Patron. Das Helfen und Tröſten ist dann süß, das Zutrauen so bequem, Alles, was man thut, wirkt so à propros, Dankbarkeit und Wohlthun begegnen sich so herzlich, daß es eine rechte Kraftsuppe für mich ist, wenn ich die größte Wohlthat in eine verfluchte Schuldigkeit verwandeln kann . . ."

Ich mag Ihnen das Uebrige nicht herschreiben. Sie kennen ihn, meine Theuerste, und wissen, daß er zwar

richtig im Text, aber sehr kauderwelsch in seinem Vortrage ist. Ich habe seit meinem letzten die A... nicht gesehen, indessen aber doch gehört, daß ihr Mann, der sich, wie man ihn beschuldigte, mit seinem Hauptbuche unsichtbar gemacht hatte, in A... angelangt ist. Vermuthlich wird er sein Unglück rechtfertigen können, und solchergestalt seinem guten Weibe den einzigen Trost verschaffen, der ihr fehlte. Es nagte sie unaufhörlich, daß er überall für einen Betrüger gelten mußte, und über diesen Punkt habe ich nie mit ihr sprechen mögen, sie auch nicht mit mir.

Gleich zu Anfang ihrer Ehe klagte sie mir einmal, daß ihr Mann die Glücksspiele und besonders das Lotto so sehr liebte, und ich wollte wol sagen, daß dieses, wiewol ganz zufälligerweise, auch auf ihre Lebensart einen übeln Einfluß gehabt hat. „Ich erwartete gestern", sagte sie mir damals, „meinen Mann bei einem kleinen häuslichen Abendessen, und hatte mir eine kleine unschuldige Freude daraus gemacht, daß ich ihm ein Kinderhemdchen zeigen wollte, das ich selbst fertig gemacht hatte; ich rechnete auf sein Lob, als meine einzige Belohnung, und mein Herz schlug vor sanfter Freude bei dem Geräusche eines jeden Wagens, der durch unsre Gasse fuhr. Da wird er sein, dachte ich... aber er kam nicht, das Essen, das ich bereitet hatte, verdarb am Feuer, und alle meine Erwartungen wurden getäuscht. Wie er endlich spät kam, war ich unmuthig, hatte keine Freude mehr, ihm meine Arbeit zu zeigen, und er war so voll von einem Gewinnste, den er gethan hatte, daß ich mich schämte, ihm zu sagen, wie ich heute acht Schillinge mit Nähen erspart hätte."

Ich achtete damals auf diese ihre Klage so sehr nicht, und wir ließen es Beide bei der allgemeinen Anmerkung bewenden, daß ein Spieler, wenn er auch sonst nichts Uebels thäte, schon aus dem einzigen Grunde strafbar wäre, daß er den kleinen häuslichen Fleiß, worauf doch

so Vieles ankommt und wovon das Glück der mehrsten Haushaltungen abhängt, völlig erstickte und einem guten Weibe die Gelegenheit raubte, ihm durch ihre Aufmerksamkeit, Ordnung und ein selbstgemachtes Gericht zu gefallen. Nach der Zeit habe ich wol gedacht, daß er eben durch die kalte Gleichgültigkeit, womit er auf die stillen Tugenden seiner Frau herabsah, durch die wenige Aufmerksamkeit auf ihre kleinen Liebesfeste, womit sie ihn bisweilen zu überraschen wünschte und durch das beständige Gespräch von Summen, die verloren oder gewonnen waren, sie endlich auch dahin gebracht hat, täglich in Gesellschaften zu gehen, immer zu spielen und ihre Haushaltung von selbst gehen zu lassen.

Sie hatte zu viel Stolz, um sich für eine zweite Rolle zu schicken. Sie würde als die beste Haushälterin, als die zärtlichste Mutter und als die vernünftigste Frau überall die Erste gewesen sein. Und wie sie in diesem Plan, welchen sie sich gleich nach den verrauschten Honigmonaten ihres Ehestandes gemacht hatte, von ihrem unvorsichtigen Manne gestört wurde, so suchte sie die erste Rolle unter unsern glänzenden Prinzessinnen zu erhalten, und die Person, die sich mit ihrem Kinderhemdchen eine Fürstin dünkte, achtete hernach achthundert Mark nicht so viel, als ihre acht Schillinge. Dieses halte ich für den wahren Grund ihres Verderbens, und ihre jetzige Aufführung zeugt von ihren ersten Grundsätzen. Auch in ihrem Unglücke ist sie mit keiner zweiten Rolle zufrieden. Man sieht, sie will auch hier die Einzige in ihrer Art sein.

Wie glücklich sind Sie, meine Beste, auf dem Lande, wo der Mann die gefährlichen Reize der Glücksspiele nicht sieht, Arbeit als ein Bedürfniß fühlt und dann auch die nützlichen Eigenschaften einer liebenswürdigen Gattin verehrt. Jeder Abend bringt Sie zusammen, jedes Gericht, das Sie ihm vorsetzen, wird mit dankbarer Freude genossen, jede Erzählung von dem, was Sie des Tages wol

ausgerichtet haben, heftet ihn an Ihren Blick, die Kinderchen empfangen den Segen von Beiden, und eine ungestörte Ruhe erwartet Sie nach dem lieblichen Abend . . .

Ich darf heute nicht weiter schreiben, mir kocht das Blut noch von einem nächtlichen Balle, und ich muß einmal zu meinen Kindern gehen, die ich in drei Tagen nicht gesehen habe. Küssen Sie meine Gevatterin, und wenn Sie heute Abend Ihrem Eheherrn meinen Brief vorlesen, so lassen Sie das aus, was ich von ihm gesagt habe, er würde sonst beide Flügel schlagen und hoch krähen. Es ist genug, daß ich euch Landleuten heute den Sieg lasse, den Triumph könnt ihr sparen; habt ja auch keine junge Herrn, die ihm zuschauen und den Wagen ziehen können. Der Triumph mag also für uns bleiben, und für euch die gerechte Sache und mein Herz. Können Sie etwas Mehreres verlangen? . . . Nun ja, einen Kuß! . . . den drücke ich in die Stelle meines Namens.

H . . . den 26. Juni 1774.

Die A . . . hat ihren Mann glücklich wieder. Die Stockjobberei *) hat auch ihn, wie viele Andre, gestürzt. In der Angst war er nach England gereist, weil er glaubte, daß ihn sein dortiger Compagnon hintergangen hätte, und wirklich hat er durch seine geschwinde Reise noch vieles gerettet. Seine Gläubiger haben sich mit sechzig Procent begnügt, nachdem er ihnen seinen Zustand aufrichtig eröffnet, und nun hat er noch so viel übrig, daß er bei Fleiß und Ordnung ein mäßiges Auskommen finden wird. Der große Eindruck, den seine Frau durch ihr Betragen im Unglück bei Allen und Jedem gemacht hat, ist ihm sehr zu statten gekommen. Jeder glaubte, ihr eine Gerechtigkeit zu thun, indem er von seiner Forderung so viel

*) Die Stockjobberei ist eine Art von Actienkrämerei, die vor zwei Jahren in England auf's Höchste gestiegen war. A. d. V.

nachließ. Man hätte Mehreres gethan, wenn sie gewollt hätte. Allein da sie auch dasjenige zu bezahlen gedenkt, was ihre Gläubiger jetzt nicht fordern wollen, sobald sie die Erbschaft von dem Oheim Schöps thut, so verlangte sie nicht mehr, als die gegenwärtige Noth erforderte. Sie wohnt jetzt in einem zwar kleinen, aber doch nicht schlechten Hause, und hat ihre Haushaltung so nett eingerichtet, daß es ein Vergnügen ist, sie zu sehen. Ich habe sie neulich besucht und sie vergnügter, als jemals gefunden. „Nichts," sagte sie, „gleicht dem häuslichen Vergnügen, und besonders dem Vergnügen, sich in jedem Augenblick einen kleinen Gewinn zu verschaffen, es sei durch Ersparen oder Erwerben. So verächtlich es auch den großen Geistern vorkommen mag, so wahr ist es doch, daß ein selbsterworbener Schilling das Herz mit einer großen Freude erfüllen könne. Jeder Augenblick, den ich mir zu Nutze mache, verschafft mir dieselbe, und ich lasse nicht viel ungenutzt vorüber. Die Ordnung, diese edle Freundin des Fleißes, macht alle diese kleinen Gewinne beständig sichtbar, und ich gefalle darin mir selbst und meinem Manne so sehr, daß wir uns nicht begegnen, ohne einander darüber etwas Verbindliches zu sagen. Es war eine Zeit, wo ich mich wunderte, wie die Leute in niedrigen Ständen ohne Gesellschaft und Spiel, ohne Oper und Comödie, ohne Lustfahrten und Lectüre einen Tag wie den andern zubringen könnten, da man doch bei jenen großen Lustbarkeiten oft die größte Langeweile hätte, und ein herzliches Vergnügen sehr oft vergeblich suchte. Ich finde aber, daß der häusliche Trieb, etwas zu ersparen und zu gewinnen und von diesem Gewinnste mit Ordnung wohl zu thun, die Quelle des reinsten, stillsten und dauerhaftesten Vergnügens sei. Er erhält Einen in beständiger Beschäftigung, verbannt auch die kleinste Langeweile, führt seine Belohnung fast immer mit sich, versüßt jede Mühe, erweckt und befriedigt wahre Bedürfnisse, schmeichelt Einem

auf die unschuldigste Art, und macht jeden Morgen nach einem sorgenfreien Schlafe heiter. Ein schöner Apfel und ein frisch gelegtes weißes Ei ergötzt mich länger, als alle Schönheiten der Natur aus dem Kasten der Dichter, und eine Nadel, die ich finde, macht mir eine kleine, obgleich unvermerkte Freude. Jede Nath, die ich fertig gemacht habe, ist für mich eine Frühlingsblume, und der Beifall, den ich darüber von meinem Manne erhalte, ist die süßeste Schmeichelei. Nützliche Arbeiten geben zugleich mehr Stoff zu Unterredungen, als alle Thorheiten der Stadt, und das unschuldige Spiel meiner Kinder nährt meine Seele mehr, als die beste Operette. Habe ich vollends ein Brätchen mit einem Freunde zu theilen, so verachte ich alle Tafeln unsrer fürstlichen Verschwender . . ."

Was dünkt Ihnen, sollte man nicht Lust bekommen, Alles wegzuwerfen, um so klein und vergnügt zu leben? Wir handeln wahrlich thöricht, daß wir uns die vielen Vergnügungen der Wirthschaft entziehen, und uns dafür nichts, wie leere Stunden schaffen, die wir hernach nicht auszufüllen wissen. Jedoch Sie, meine Beste, machen Ihre Käse selbst und fühlen das Leere unsrer glänzenden Freuden nicht. O bleiben Sie immer dabei! bleiben Sie aber auch immer meine zärtliche Freundin, wie ich die Ihrige.

Ende.

Inhalt.